

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die *Lyoner* Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen monatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Mai 1886.

Inhalt: Die im Jahre 1885 verstorbenen Missionsbischöfe. — Kreuz und quer durch Zanguebar. — Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Hinterindien; Aequatorial-Afrika; Britisch-Nordamerika. Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Marienfinder. (Fortsetzung.)

Die im Jahre 1885 verstorbenen Missionsbischöfe.

Haben wir unsere letzte Todtenschau mit dem ersten Cardinal des armenischen Morgenlandes beschloffen, so müssen wir diese mit dem ersten Cardinal der Neuen Welt beginnen. Als Ende 1884 das Provinzialconcil von Baltimore gefeiert wurde, konnte **Cardinal Mac Closkey**, bereits durch Kränklichkeit verhindert, nicht persönlich Theil daran nehmen; am 10. October vorigen Jahres legte er sich im Alter von 75 Jahren zur ewigen Ruhe. Er wird in den Vereinigten Staaten Nordamerika's unvergessen bleiben um seiner ausgezeichneten Verdienste willen, unsterblich sein in den blühenden Anstalten, die er mit regem Leben begabt hat; in der Kirchengeschichte Amerika's aber wird er immer als der erste amerikanische Cardinal genannt werden. Als Pius IX. ihn 1875 in das heilige Collegium berief, schrieb der New York Herald: „Die Ernennung eines amerikanischen Cardinals gibt uns in den Augen der Katholiken den Rang einer weltbeherrschenden Nation.“ Mit vollem Recht hat deshalb der Month in seinem edel gehaltenen und warm geschriebenen Nachruf zumeist diesen Umstand hervorgehoben. Denn zwei staunenswerthe Ereignisse des 19. Jahrhunderts wurden dadurch in helles Licht gesetzt: einmal, daß die nordamerikanische Union nach dem ersten Jahrhundert ihrer Geschichte zu den Großmächten zählt, und sodann, daß die katholische Kirche inmitten dieses Welthandelsmarktes mit seinem ruhelosen, die Habsucht entseßenden Treiben, und seinem raschen, die Genußsucht aufregenden Erwerben sich also entfaltet und verbreitet hat, daß ihre Kinder daselbst den neuen Heiden ein Wort zurufen mögen, welches einst die alten Heiden von den neuen Christen zu hören bekamen: Von gestern sind wir und erfüllen eure Städte und Straßen, Häuser und Hallen.

In den ersten zwanziger Jahren gehörten dem kleinen S. Mary's College in Emmetsburg (Maryland) zwei Schüler an, deren Leistungen Hochbedeutendes versprachen, deren Lebenswege aber auch die kühnsten Hoffnungen übertrafen. Daß die dort eingegangene Freundschaft der Wettbewerber um den ersten Platz in der Schule für das ganze Leben Bestand haben würde, ließ sich bei den edel angelegten Naturen erwarten; nicht so aber, daß diese Freundschaft für das ganze Land überaus segensreich werden sollte, noch auch daß die Hand des einen wie des andern einst den Hirtenstab zu führen bestimmt seien. Der Ältere hieß John Hughes, er starb als der erste Erzbischof von New-York; der Jüngere war John Mac Closkey, der erste Cardinal Amerika's. Beide stammten von irländischen Eltern. Hughes, 1797 geboren, war mit den Seinigen erst 1815 ausgewandert, während Mac Closkey's Vater lange vor John's Geburt sich in Brooklyn niedergelassen hatte. Es erfolgte diese am 20. März 1810. Damals hatte die „Stadt der Kirchen“, wie man Brooklyn heute wohl nennen hört, noch gar kein katholisches Gotteshaus; darum wurde das Kind zur Taufe nach New-York in die Peterspfarre gebracht. So ist John Mac Closkey durch Geburt und Wiebergeburt ein Sohn der Stadt gewesen, in welcher er später die erste heilige Communion und die Firmung, die Priester- und Bischofsweihe empfing. Der allsonntägliche Kirchweg mit seinen Eltern gehörte zu den ältesten Erinnerungen des nachmaligen Cardinals; es war eine kleine Reise von ihrer Wohnung in Brooklyn mit der Fultonfähre über den Eastriver nach der genannten Pfarre hin. Als der Knabe zehn Jahre alt war, starb ihm der Vater. Seine Mutter schickte ihn frühzeitig nach dem S. Mary's College.

John Hughes, obwohl über die ersten Jünglingsjahre längst hinaus, war eben als Schüler da aufgenommen worden. Zwar hatte er in der irischen Heimath die ersten Anfänge der Gymnasialbildung erworben, war aber nach der Auswanderung außer Standes gewesen, sie fortzusetzen und vielmehr genöthigt, als Maurer und Gärtner sein Brod zu verdienen. Zufällig fand er als solcher Anstellung und Arbeit in S. Mary's College. Da erhielt er nun unschwer die Erlaubniß und fand leicht Gelegenheit, seine Mußestunden mit lateinischen und griechischen Übungen zuzubringen. Bald erkannte man die ganz außerordentliche Begabung des jungen Mannes und rief ihn von der Kalkgrube und dem Küchengarten zu Virgil und Homer. 1808 war S. Mary's College gegründet worden durch Abbé Dubois, einen ehemaligen Kaplan von St. Sulpice, den die französische Revolution vertrieben hatte. Der Gründer lehrte damals noch in S. Mary's und so trafen sich dort: Dubois, Hughes und Mac Closkey. 1826 wurde Dubois Bischof von New-York, 1837 Hughes sein Coadjutor und 1842 sein Nachfolger. Nach zwei Jahren trat Mac Closkey als Coadjutor seinem ehemaligen Schulkameraden und gegenwärtigen Oberhirten zur Seite und 20 Jahre später bestieg er nach Hughes' Tod den mittlerweile zum Erststuf erhobenen Thron der New-Yorker Kathedrale. Nach Vollendung des Gymnasiums hatte Mac Closkey den geistlichen Stand gewählt. Seine philosophischen und theologischen Studien machten ihm die Beschäftigung mit der heiligen Wissenschaft so lieb, daß er nach der Priesterweihe sich nach Rom begab, um noch zwei weitere Jahre an der gregorianischen Universität sich weiterzubilden. 1837 zurückgekehrt, bekleidete er zunächst eine Seelforgerstelle an der Josephspfarre seiner Heimathstadt, wurde bald dort Pfarrer und übernahm darauf die Leitung des neuen Seminars zu Fordham. In den Jahren 1842—1847 machte er als Hughes' Coadjutor seine ersten Erfahrungen in der Diöcesanregierung. Als im letztgenannten Jahre der Bischofssitz von Albany gegründet wurde, empfing er die Sendung dahin und blieb bis 1864 Bischof von Albany. Es waren gefährvolle Zeitläufe. Die irische Einwanderung wuchs zum Strome an, die Know-nothing Bewegung zum Sturm; heides verlangte Mannesmut und Gottvertrauen. Angesichts der mannigfachen Bedürfnisse und der Nothlage der Arbeiterbevölkerung, wie sie bei der ungeheuren Steigerung des Fabrikbetriebes und des Handelsverkehrs kaum ausbleiben kann, wollte Bischof Mac Closkey die Hilfe der Ordensleute nicht missen: Franziskaner, Jesuiten und barmherzige Schwestern berief er in seine Diöcese. Als später der Zuzug von Ordensleuten aus Europa größer wurde, und viele von diesen auswandern mußten, weil man die Männer des Gehorsams für staatsgefährlich hielt und die treuen Freunde des Volkes für arge Feinde des Reiches ausschrie, da fanden manche Zuflucht und Arbeit in Mac Closkey's Erzdiöcese; so namentlich Achener Franziskanerinnen. Sie leiten in New-York zum Segen der Bevölkerung ein Hospital, dessen vortreffliche Einrichtungen den Blättern zufolge alles in den Schatten stellen, was Europa auf diesem Gebiete besitzt.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch der herrlichen Rede Msgr. Mac Quibbs auf dem Concil von Baltimore, welche wir in ausführlichem Auszuge mittheilten¹. Sie hat das erhabene Bild der Ausbreitung der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten entworfen, das jeden Unbefangenen an die ersten Jahr-

hunderte der Kirchengeschichte gemahnen wird. Wie schwierig und verantwortungsvoll muß aber die Aufgabe gewesen sein, dieses in großartigstem Maße ansteigende katholische Leben zu lenken und zu leiten!

Neunzehn Jahre hohenpriesterlicher Sorgen, Mühen und Erfahrungen zählte Mac Closkey, da er 1864 von seinen New-Yorker Mitbürgern als ihr Erzbischof freudig bewillkommet wurde, und 21 Jahre ließ Gott ihn da segensreich walten. In allen Schichten der Bevölkerung hatte er zahlreiche Bewunderer und auch unter Andersgläubigen fand er ergebene Verehrer. Seine Cardinalsernennung erfolgte im Consistorium vom 15. März 1875 zugleich mit denjenigen der Cardinale Manning und Ledochowsky. Sein Vorgänger hatte den Grundstein zu der großartigen Patricks-Kathedrale gelegt; ihm war beschieden, die Einweihung derselben vorzunehmen. Es war ein hoher und bedeutsamer Festtag für New-York und die Kirche Amerika's. Im Jahrgang 1879 (S. 161 ff.) haben wir die schöne Feier beschrieben. Trotzdem Cardinal Mac Closkey unmittelbar nach dem Empfang der Trauernachricht vom Ableben Pius' IX., die jedem katholischen Herzen eine Wunde schlug, nach Europa abreiste, traf er doch erst in Rom ein, nachdem bereits die Freudenbotschaft durch die verwaiste Kirche geslogen war: „Wir haben einen Papst.“ Im ersten Consistorium, das Leo XIII. hielt, empfing Mac Closkey den Cardinalsstuhl; seit seiner Ernennung war er nicht in Rom gewesen. 1881 ließ der Cardinal die Ueberreste des Erzbischofes Hughes in die neue Kathedrale überführen und ruht selbst nun dort, an der Seite seines einstigen Mitbruders in der hohenpriesterlichen Würde und seines ehemaligen Mitschülers im bescheidenen S. Mary's College.

Kurz vor dem New-Yorker Cardinal, am 7. Juni, war der älteste Bischof Amerika's gestorben, Msgr. Bourget. Nachdem er lange Jahre Bischof von Montreal gewesen, hatte sein hohes Alter ihn der lange getragenen Bürde enthoben (1876) und ihm gestattet, in stiller Verborgenheit seines Heimganges zu harren. Vor 13 Jahren hatte er seine Seftunzig gefeiert und zwei Jahre fehlten dem 86jährigen Prälaten zum Bischofsjubiläum. In dem District Lewis, der zur canadischen Provinz Quebec gehört, war er geboren; in ziemlich ärmlichen Verhältnissen wuchs er auf; schlichte Anspruchslosigkeit ist ihm da zur zweiten Natur geworden. Im Seminar von Quebec gebildet, empfing er 1822 die Priesterweihe. Eben damals hat Msgr. Lartigue, Weihbischof von Quebec, den dortigen Bischof um einen Secretär aus seinem Clerus. Ignaz Bourget wurde hierzu ausersehen. „Er soll von etwas scrupulöser Gemüthsart sein,“ meinte der Bischof, „Sie werden aber gewiß den treuesten Helfer an ihm haben.“ So sehr bewahrheitete sich diese Vorherfage, daß sich Msgr. Lartigue nie wieder von seinem Secretär trennen mochte. Als er Bischof von Montreal wurde, begleitete ihn Bourget dahin; nachdem er einige Jahre Coadjutor Lartigue's gewesen war, folgte er ihm als Bischof und hielt die Zügel der Diöcesanregierung von 1840—1876. Er hat fast 400 Hirtenbriefe geschrieben, eine grenzenlose Verehrung von Seite seiner Diöcesanen genossen und ward wie ein heiligmäßiger Mann angesehen. Bei sehr energischen Zügen und imponirender Haltung trug sein edles Gesicht den Stempel sanfter Milde. Weil er stets Dinge vor Augen hatte, die dem wandelbaren und ruhelosen Diesseits nicht angehören, leuchtete aus seinem Blick himmlischer Friede, und sein Gemüth belebte noch im höchsten Greisenalter jugendliche Frische, weil jeder Tag seines priesterlichen Lebens ihm die innigste Vereinigung mit demjenigen

¹ Jahrgang 1885. S. 69 f.

brachte, der nach dem schönen Ausdruck des Breviers als unserer Jugend steter Erneuerer sich immer bewährt.

Am 24. October starb Msgr. **Guilloux**, Erzbischof von Port-au-Prince auf Haiti, und ward am 29. zu Grabe getragen. Die gewöhnlichen und hergebrachten Zeichen der Trauer beim Begräbniß schienen den Diöcesanen des verstorbenen Oberhirten nicht zu genügen. Ein Regen von Blumen fiel aus den Fenstern unaufhörlich auf die Bahre und schien sagen zu wollen, daß der Verbliebene Wohlthaten ausgesäet habe und reiche Ernte an Dankbarkeit daraus aufgegangen sei. So ungewöhnliche Verehrung war dem ausgezeichneten Prälaten mit Recht geworden; denn durch lange Jahre hatte er für das religiöse Leben auf Haiti Alles gethan. Er war Franzose von Geburt. Als Kind sehr wohlhabender Eltern kam er am 5. Juni 1819 in Ploërmel, Departement Morbihan, zur Welt. Eine sorgfältige Erziehung weckte frühzeitig in ihm edle Geistesrichtung und Gottes Beruf die opferwillige, leidensfrohe Gesinnung, die nach dem Kreuze verlangen lehrt, und gleich diesem Zeichen der Thorheit den einen ist und Gegenstand des Unwillens den anderen. Von dieser Gesinnung ergriffen und beseelt, wurde er Priester, Missionär, Apostel. In der für die Kirche Haitis überaus mißlichen Zeit unter der Präsidentschaft Salnove's wahrte der apostolische Vikar Msgr. Guilloux kluge Mäßigung und zeigte dabei doch standhaften Ernst. 1870 wurde er Erzbischof von Port-au-Prince und war nun in 25jähriger Amtsführung eifrig bemüht, Gottes Gnaden zu spenden, Gottes Rechte zu vertreten, Gottes Reich zu verbreiten.

Im März vorigen Jahres trauerte die junge Erzdiöcese von Bukarest um ihren Oberhirten und im Juni sang man zu Pera das Requiem für Msgr. **Tilkian**, den armenischen Erzbischof von Brussa. Seit 1858 bekleidete Msgr. Tilkian diesen Posten, während er früher mehrere Jahre die Mission von Isphahan in Persien vortrefflich geleitet hatte. Er erlag am 4. Juni einem langwierigen und schmerzhaften Herzleiden. — Msgr. **Paoli** starb ganz plötzlich am 27. Februar zu Wien, wo er sich Geschäfte halber aufhielt. Am 26. Juli 1818 zu S. Maria a Bezzano in der Nähe von Florenz geboren, trat er frühzeitig in den Orden der Passionisten und hielt sich mehrere Jahre in England auf, wo man ihn sehr ungern scheiden sah und in dankbarer Erinnerung behielt. Am 19. August 1870 wurde er Bischof von Nikopolis in Bulgarien und apostolischer Administrator von Rumänien. Das Jahr 1883 brachte die Errichtung des Erzbisthums von Bukarest und Msgr. Paoli die Ernennung dafür. Sein Ableben ist ein großer Verlust für die Kirche in Rumänien, welche den unermüdblichen Anstrengungen des seeleneifrigen Prälaten ihre gegenwärtige Macht und Ausbreitung verdankt. Zahlreiche Schulen und die schöne Kathedrale von Bukarest sind Denkmale seiner Schaffenskraft.

Den Tod Msgr. **Riano's** aus dem Predigerorden, frühern apostolischen Vikars von Mittel-Tongking, brachten wir im vorigen Jahre bereits zur Anzeige (S. 172). Er starb im Frühjahr 1885 zu Avila, einem spanischen Kloster seines Ordens, wohin er sich zurückgezogen hatte. 30 Jahre lang hatte Riano auf seinem Posten in Tongking ausgeharrt. Er sah Verfolgungen kommen und gehen, Kriege ausbrechen und wüthen, Mitbrüder kämpfen und fallen. Mehr als einmal entging er nur wie durch ein Wunder seinen Widersachern, irrte in Wäldern und Höhlen umher, und war eine Zeit lang der einzige europäische Priester in Mittel-Tongking.

Msgr. **Eroc**, apostolischer Vikar von Süd-Tongking, starb am 12. October. Am 29. Juni 1829 in der Diöcese St. Brienc geboren, war er als Cleriker 1851 in das Pariser Seminar für die auswärtigen Missionen getreten, wurde 1853 daselbst Priester und reiste ein Jahr später nach Ost-Tongking. 1868 zum Coadjutor Msgr. Gauthier's ernannt, wohnte er dem vaticanischen Concil bei und wurde nach dem Tode Msgr. Gauthier's 1877 apostolischer Vikar von Süd-Tongking. Sowohl am annamitischen Hofe als beim Statthalter von Cochinchina hat er wiederholt schwierige Verhandlungen mit großem Geschick und gutem Erfolg geführt, das Vertrauen seiner Landsleute besessen und die Achtung der Mandarine gewonnen. Niemand dachte daran, daß seine Tage gezählt seien. Bei dem Unwohlsein, das ihn veranlaßt hatte, nach Hongkong zu reisen, meinte man von bloßer Luftveränderung schon völlige Herstellung erwarten zu dürfen. Msgr. Eroc's Hinscheiden ist ein überaus harter Schlag für die schwer bedrängte Mission. Sein kraftvoll entschlossenes Wesen verstand sich darauf, den Widerstand zu organisiren und den Feinden in Ueberlegenheit entgegenzutreten. Sind traurige Erfahrungen und Erlebnisse auch schmerzlich genug, so haben sie für die Zukunft doch ihren Werth. Als wahrer Veteran der Verfolgungen ist Msgr. Eroc an derlei Erfahrungen reich gewesen, wie kaum ein Anderer. Eben war er, erst ein 25jähriger Jüngling, in Annam eingetroffen, da flog schon die vom Verfolgerhaß angefachte Lohe verheerend durch die Mission. Während des französischen Krieges von 1861 in Cochinchina gehörte er als Dollmetsch zum Generalstab des Admirals Charner und wich während der schrecklichen Schlacht von Kihoa nicht von der Wafelstätt. Das Kreuz der Ehrenlegion brachte seinem apostolischen Muth eine irdische Auerkennung, die er nun bereits mit dem himmlischen Lohn vertauscht hat.

In China starb 1885 Msgr. **Coffi**, seit 1870 apostolischer Vikar von Schan-tung. Er gehörte dem Minoritenorden an, war am 6. Mai 1819 geboren, seit 1865 Bischof von Priene und Coadjutor Msgr. Moccagatè's. Der London and China Telegraph schrieb, als er Msgr. Coffi's Tod meldete: Mehr als ein Vierteljahrhundert war er in der chinesischen Provinz Schan-tung thätig gewesen (dessen südlichen Theil, jetzt zum selbständigen apostolischen Vikariate erhoben, er den deutschen Missionären von Steyl abtrat). Das Uebermaß der Arbeit hat sein Ende verfrüht. Im strengen Winter von 1883 auf 1884 durchzog er, die heilige Firmung spendend, den ganzen westlichen Theil von Schan-tung. Völlig erschöpft erreichte er seine Residenz Ksi-nan kurz vor Ostern 1884. Bald darauf lähmte ein Schlaganfall seine Thätigkeit und hielt ihn mehrere Monate zwischen Leben und Tod. Erst am 24. Januar 1885 wurde er erlöst.

Die Skizzen, die wir hier von den Lebenswegen der 1885 verstorbenen Missionsbischöfe geben konnten, sind leider nur zu dürftig. Der reiche Inhalt ihres Lebens und dessen innerer Bollwerth ist ja dem menschlichen Auge nicht erreichbar. Wir meinen die drückenden Opfer, die schweren Arbeiten, die harten Leiden, die schmerzlichen Enttäuschungen, die jeder Tag brachte; die Wohlthaten, die sie erwiesen haben, durch Wort und That, durch ihr Beispiel, durch ihren Segen. Vieles davon blieb unbeachtet, halb ist das Meiste vergessen; Alles aber enthält das Buch des Lebens. Und darum soll ja diese Lebensgeschichte der Diener Gottes dem Tage vorbehalten sein, wo Alles wird offenbart werden und das mit Christus in Gott verborgene Leben sich verwandelt zeigt in die durch Christus von Gott verliehene Glorie.

Kreuz und quer durch Zanguebar.

1. Von den Ufern des Kingani zum Gestade des Gueringere.

Wiederholt sind wir schon mit unseren Lesern nach Sansibar gereist, sowohl um die dortige Mission zu besuchen, als um den Missionären auf ihren kühnen Reisen in das Innere des dunkeln Welttheiles zu folgen¹.

Seitdem aber Sansibar apostolisches Vikariat ist, und ausgedehnte Landstriche zwischen dem Tanganyika-See und der Suaheliküste deutsches Reichsland wurden, hat die Ostküste Afrika's noch größere Bedeutung gewonnen, noch regeres Interesse geweckt.

Wir entnehmen deshalb den Reiseberichten P. Le Roy's aus dem Hinterland von Sansibar einige Blätter. Sie zeigen in frischen Farben gehaltene Bilder aus dem Missionsleben und mögen anderweitig über Land und Leute Besagtes ergänzen.

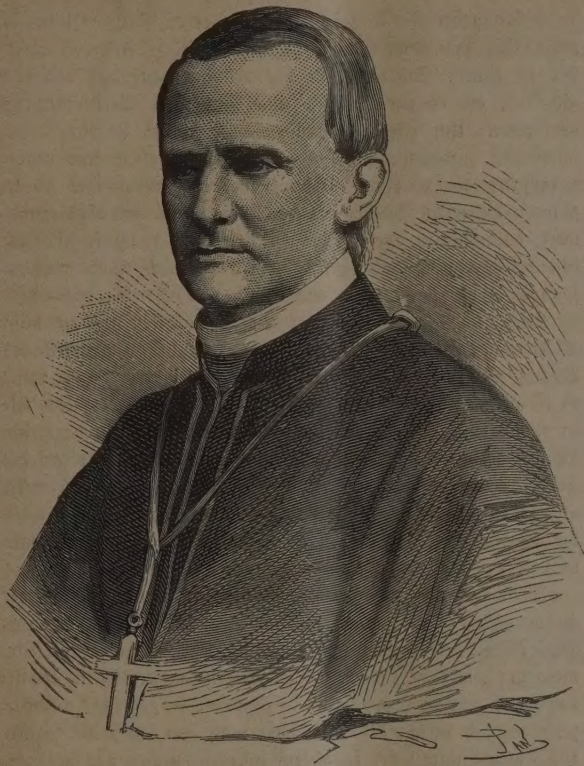
Im November 1884 machten sich die PP. Baur und Gomminger und Bruder Zenon mit einigen Christen und vielen Trägern von Bagamoyo auf den Weg nach Mrogoro. Vierzehn Tage später folgten P. Maurer und P. Le Roy: jener, um in der neu zu gründenden Mission zu bleiben, dieser, um auf weiteren Ausflügen nach günstigen Plätzen für künftige Niederlassungen auszuspähen. Das Gepäck war bereit und 60 Träger hatten sich in früher Morgenstunde eingefunden. Es ertönte ein Hornsignal, mit herzlichem Grüßen wurde Abschied genommen und fort ging es. Tags zuvor war das Fest des hl. Franz Xaver gewesen; er hat gewiß segenspendend auf die muthigen Männer herabgesehen, die gleich ihm Alles verließen, um den Verlassensten Alles zu sein. Zwei Stunden etwa führt der Weg durch die gut besorgten Pflanzungen, die Bagamoyo umgeben (vgl. Bild S. 101), und dann erreicht man einen Höhepunkt, der das Kingani-Thal beherrscht. Dort, wo die Karawanen über den Fluß zu setzen pflegen, soll die Aussicht ziemlich trostlos sein. Der Boden, dunkle Dammerbe, ist in der trockenen Zeit überaus dürr und ganz zerborsten, während von den Regenmonaten her Schlammflüßer zurückbleiben, die einem Flußpferd immerhin zum Bade genügen. Hier sind die Ufer flach und öde, während in der Nähe der Mündung prächtige Leuchterbaumwälder in den Wassern sich spiegeln. Dort wird der Kingani auch sehr breit und theilt sich in Arme, bildet seichte und sumpfige Nebenseen, in denen der Ueberfluß seiner Wasserfülle sich mit der steigenden Fluthwelle vermischt. Da geht das mächtige Hippopotamus bedächtig spazieren; vergnügte Krokodile wärmen sich im Sonnenbrand und wälzen sich in ihrem Schlamm-

bad; Schaaren bunter Wasservögel durchschneiden kreischend die Luft und schießen pfeilschnell nach Beute.

Endlich erreichte man den Strom. Zwei elfenbeinführende Handelskarawanen warteten am jenseitigen Ufer. Der Fährmann zeichnete die Missionäre mit zuvorkommender Höflichkeit aus, gab aber zu verstehen, daß er nach dem europäischen Wasser Verlangen trüge, „das so köstlich in der Kehle krake“. Auf dem Fluß spielte eine Musikbande, die in einem Rachen saß, langweilige Weisen; es gilt dieß als Mittel, die Krokodile bei sanfter Laune zu erhalten. Es lag den Missionären daran, die erste Nacht am linken Ufer des Kingani zuzubringen; denn sonst hätten einige Träger die Dunkelheit zum Durchbrennen nach Bagamoyo benutzt. Am folgenden Tag durchzog die kleine Karawane den Landstrich Ukwere, dessen Bewohner eifrige Jäger sind. Sie halten ganz europäische Treibjagden, nur fehlt das Gewehr dabei. Gewaltige Netze, aus Affenbrobbaumsfasern gefertigt, werden den Rand des Waldes entlang aufgestellt und dann beginnt laut lärmendes Treiben dawider. Die Watwere sind übrigens ganz besonders abergläubisch. Zahllose Zauberer treiben ihr schlechtes Gewerbe; für besondere Fälle gibt es unter ihnen Spezialisten. Auf der unermesslichen Prairie wurden die Zelte aufgeschlagen. Nachmittags angekommen, begab man sich flugs auf die Jagd, doch wurde nichts erbeutet, als eine Schildkröte. Die PP. Le Roy und Maurer saßen des Abends recht erschöpft von der noch ungewohnten Anstrengung in ihrem Zelt. Draußen aber am Feuer ging es lebhaft zu. Die Angehörigen der verschiedenen Stämme unter den Trägern bedachten sich gegenseitig mit munteren Neckereien, und fiel auch manch verber Scherz, so herrschte doch im Ganzen einträchtige Heiterkeit. „Wallaï,“ heißt es da plötzlich, „wie einem Huhn soll man mir den Hals abschneiden, wenn die Wanyamweß nicht rechte Schmutzfinken sind“ (der eigentlich gebrauchte Ausdruck war noch weit eindringlicher). — „Mirambo, Mirambo,“ antwortet die gereizte Partei, „man beschimpft uns!“ — „Wir hatten Wasser in der Prairie,“ fuhr der Redner fort, „schönes Wasser, helles und süßes Wasser, Koch- und Trinkwasser, wie man es klarer nicht wünschen konnte. Kommen da zwei Kerle von den Wanyamweß, noch dazu die allerunfaubersten und längst nicht gewaschenen, und haben darin! Ich sage, sie legen sich darein, ihrer ganzen Länge nach!“

Angeheurer Tumult folgt dieser Anklage. Da tritt ein vermittelnder Redner auf: „Höret mich an! Vielerlei Thiere gibt es: Ziegen und Schafe, Esel und Zebra . . .“ (Zuruf: „Wohin gehörst denn du?“) Redner fortfahrend: „Und alle diese Thiere sind gut. Auch gibt es vielerlei Stämme: die Wazaramo, die Wanyassa, die Wanyamweß . . .“ — „O die Wanyamweß, die kennen wir,“ unterbricht ihn ein anderer. „Hört nur, diesen Morgen haben sich zwei im Gras versteckt und vom Wein der weißen Männer getrunken!“ Auf diese Nachricht hin zunächst stummes Staunen, starres Schweigen; dann vielfacher Zuruf: „Ja, ja, es ist wahr!“ Mit zitternder Stimme will der alte Suleiman, ein treuer Diener der Missionäre, seiner Entrüstung Ausdruck geben: „Seit 22 Jahren bene ich den Patres und habe in diesen 22 Jahren so Schändliches nicht erlebt. Gerechter Gott . . .“ Da fand es P. Le Roy angezeigt, die Sitzung aufzuheben; er trat hinaus und hieß die Leute sich zur Ruhe begeben. Noch konnte er die Uebelthat

¹ Im Jahrgang 1874 erzählten wir, wie die Mission von Sansibar und Bagamoyo gegründet, den Vätern aus der Congregation vom Heiligen Geist zur Leitung übergeben, und 1872 P. Schwindenhammer, der Generaloberer der Congregation, zum apostolischen Präfecten ernannt wurde. Bald konnten wir von stetigen Fortschritten berichten: wie die Missionäre die Gunst des Sultans von Sansibar gewonnen hatten (Jahrgang 1876. S. 22) und ihr Erziehungsheim im englischen Parlamente von Seite der Regierung als „wahre Musteranstalt für jeden Versuch, Afrika zu civilisiren“, gerühmt wurde (Jahrgang 1874. S. 6). 1873 folgten wir einer Entdeckungsreise der PP. Horner, Duparquet und Baur; zehn Jahre später führte uns der Letztgenannte durch Uboe und Ufigoya. 1884 hörten wir von der Gründung einer neuen Station in Mrogoro.



Se. Eminenz, Cardinal Mac Clofkey, Erzbischof von New-York.
† 10. October 1885.



Mgr. Bourget, ehemal. Bischof von Montreal.
† 7. Juni 1885.



Mgr. Ignaz Paoli, Erzbischof von Bukarest.
† 27. Februar 1885.



Mgr. Tilkian, armenischer Bischof von Brussa.
† 4. Juni 1885.

ignoriren; sonst hätte er entweder einen Zuspruch an den Weinfreund verschwenden müssen, oder mit Entlassung gestraft, und was dann mit dem Gepäck?

Die Reiseroute unserer Patres ging am linken Ufer des Ringani in gerader Linie östlich zum Fluß Gueringere. Es waren einige tüchtige Tagereisen. Man findet die Hauptstationen auf der beigelegten Karte (S. 99) angegeben: Bitiro, Mbika, Msuma, Kitemo. Geleiten wir heute die Missionäre bis an die Ufer des Gueringere. In der Nähe von Msuma gingen sie an einem Scheiterhaufen vorbei. Die Kohlen waren verglüht, eine kleine Rauchsäule stieg noch empor. Angebrannte Knochen lagen darauf, daneben Marterwerkzeuge und die Kleidungsstücke der unglücklichen Opfer. Nicht Bosheit noch Rachsucht hatten diese schändliche That begangen, sondern lediglich der haarste Aberglaube.

Der Häuptling Tongo war gestorben. Stirbt aber ein Häuptling, dann muß Hererei mit im Spiele sein. Zauberer werden gerufen und befragt. Sie machen die Schuldigen ausfindig. Als bald werden diese festgenommen; nur einem war es gelungen, zu entfliehen. Ohne Weiteres schreitet man zu den schrecklichen Vorbereitungen und überliefert sie erbarmungslos dem Feuertode. Robert die Flamme empor, dann beginnt unter Trommelwirbel ein wahnsinniger Tanz und furchtbarer Gesang um den Scheiterhaufen her. Die Verurtheilten sind halb betrunken und betäubt darauf festgemacht und wackeln — ein grauenhafter Anblick — im Takt mit den Köpfen, als sängen sie mit, oder als nähmen sie Theil an dem scheußlichen Fest.

Die Tagesordnung der Reisenden war nach P. Le Roy's Mittheilungen wie folgt: Hatte man es fertig gebracht zu schlafen, so wurde doch frühzeitig auf einem Antilopenhorn zum Aufbruch gelassen, etwa um drei oder vier Uhr. Nach dem gemeinsamen Morgengebet ward das am vorigen Abend bereitete Frühstück etwas gewärmt. Mittlerweile rüsteten sich die Träger. Ohne Verzug setzte man sich in Bewegung; an der Spitze des Zuges die Missionäre, am Ende desselben ein Vertrauensmann. So wurden fünf bis sechs Stunden zurückgelegt. Erreichte man ein Dorf, so wurden da Quartiere bezogen, sonst die Zelte aufgeschlagen. Zunächst haben die Missionäre ihre Gebete zu verrichten, alsdann werden einige Besuche im Dorf gemacht, Einkäufe besorgt, um Reis, Gemüse oder Geflügel gehandelt. Dann kann der Koch sich an seine Arbeit machen; je sinker er damit fertig wird, um so mehr Dank wissen ihm die hungrigen Träger. Nachmittags geht man auf die Jagd, für das Nachtessen zu sorgen, oder sieht sich Land und Leute an, verkehrt mit den Eingeborenen, zieht Erkundigungen ein, gibt den Tagesbefehl für morgen, schlichtet Zwistigkeiten, die unter den Leuten etwa ausgebrochen sind. Ist man in einem Dorf, dann fehlt beim Nachtessen nicht ein Kreis von Zuschauern, die neugierige Gesichter machen, wie Kinder beim Bärenzwinger. Auf der Prairie kommt es freilich vor, daß man zum Nachtessen nicht viel mehr hat, als die Hoffnung, daß es morgen anders sein möchte.

Ist man bei guter Gesundheit, meint P. Le Roy, dann haben derlei Reisen, trotz aller Entbehrungen, Beschwerden und Fährnisse, neben dem tröstlichen Bewußtsein, daß Alles für Gott geschieht, auch etwas ungemein Anregendes und Reizvolles. In der weiten Natur mit ihrer urwüchsigen Vollkraft und wuchernden Wildheit, mit den grenzenlosen Fernen der Prairien und dem dämmernden Dunkel hochstämmiger pflanzen-

durchschlungener Forste wird dem Wanderer Gottes Größe so anschaulich und es beschleicht ihn ein Gefühl so froher Freiheit, wie es armen Städtern mit der Aussicht auf das reinliche Pflaster, die eckigen Straßen und künstlichen Beete niemals vorkommt. Und wie schön müssen erst nach P. Le Roy's Beschreibung zuweilen die Abende sein! Ist die Sonne untergegangen, die plötzliche Dämmerung eingetreten und durchglänzen die ersten Silberfäden des Mondlichtes das dichte Laubwerk, dann scheint das Schweigen der leblosen Wüste sich auf den lebensreichen Wald herabzusinken. Lauscht man aber gespannt, so vernimmt man, wie P. Le Roy schreibt, das eigenthümliche nächtliche Weben der Tropenwälder. Es ist nicht Blätterrauschen, noch Windesgesäusel; nicht das Huschen des Vogels zum Nest, noch das Summen der Insekten in der Luft; es ist vielmehr dieß Alles leise und sacht ineinandertönend wie zu einem einzigen anschwellenden und abnehmenden Hauche: als athmete schlafend der Wald. Dann rücken auch die Träger am Feuer enger zusammen und erzählen sich mit gedämpfter Stimme allen möglichen Gespensterpfad; was immer einer vom Treiben der Waldbesen und Wassernixen erspäht zu haben wähnt, nun will er es gern zum Besten geben.

Auch auf den Missionär übt die feierliche Majestät der Tropennacht ihren Zauber aus; wohin wohl seine Gedanken gehen? Das Sternbild des Kreuzes steht leuchtend am Firmament; wie kein Anderer hat er das Recht, den Gruß hinauszusenden: „Salve o crux diu desiderata, sei begrüßt, o Kreuz, nach dem ich verlange!“ und wohl mag ihm sein, als segnete Gott vom Himmel her in diesem heiligen Zeichen von glänzenden Sternen gebildet die treuesten Diener seines gekreuzigten Sohnes. —

Als die Reisenden an den Gueringere kamen, erfreute sie nach all' den Tümpeln der Prairie das frische Rauschen des Waldstromes, erquickte sie nach vielem Pfützenwasser ein klarer Trunk. Ein prachtvoller Taurus (vgl. Bild S. 104), schlank, an die 40 m hoch, lud sie ein, in dem Schatten seiner wipfelweiten Krone sich niederzulassen; er breitete wie in väterlichem Wohlwollen die Arme seiner langen Nester über die darunter aufgerichteten Zelte. Ein Kreuz begrüßte sie auch hier. Es war von ihren Vorgängern in die Rinde gegraben und diente ihnen sehr bezeichnend als Wegweiser.

Die Ufer sind malerisch und belebt. Herrliche Eisvögel lassen sich im Röhricht nieder, oder schaukeln auf einem bükken Schilfrohr, um ihren farbenprächtigen Fittich im Sonnenlicht erglänzen zu lassen; wilde Gänse und Enten sitzen auf den Uferfelsen, in deren Klüften üppige Rosensträucher zahllose Nester tragen. Plötzlich bekommen aber diese lieblichen Bilder einen sehr bedenklichen Hintergrund; denn eine kleine Sandbank zeigte ganz frische Spuren eines gewaltig großen Pantfers!

In jedem Uferstrauch konnte die Bestie lauern; oder hatte sie sich in das Walddickicht zurückgezogen, um in der Nacht wiederzukommen? Das ist das Leben des Missionärs. Leben und Tod, Ueberfluß und Hungersnoth, Freud und Leid, Erfolg und Enttäuschung, Fieber und Gift — das steht Alles in gleicher Wahrscheinlichkeit für den nächsten Tag und die nächste Stunde vor ihm. Er weiß nicht, was kommt; Gott weiß es aber, und das ist genug. Er sagt mit dem hl. Paulus: „Im Leben und Sterben sind wir des Herrn.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland¹.

(Mitgetheilt von P. A. Arndt S. J.)

3. Das Werk Katharina's II.

Die russischen Großfürsten hatten die Kirchengewalt immer vollständiger den Händen der schismatischen Metropolitcn entwunden. Feodor I. erhandelte von dem Patriarchen Jeremias II. von Konstantinopel die Unabhängigkeit der russischen Kirche vom Patriarchat von Konstantinopel und übertrug 1589, bezeichnend genug, selbst dem Metropolitcn von Moskau die Patriarchenwürde. „Heiligster Vater,“ so redete er seine Creatur an, „würdigster Patriarch, erster aller Bischöfe Rußlands! Ich setze Dich über alle Bischöfe, ich übertrage Dir das Recht,

den Patriarchenmantel, die Bischofsmütze und die große Mitra zu tragen“ u. s. w. — Wie die russischen Zaren mit den von ihnen aufgestellten Prälaten umgingen, mag das folgende Beispiel Ziwans IV. beleuchten. Als der russische Cserus Schwierigkeiten gegen eine Abgabe machte, welche er ihm auferlegt hatte, ließ er 20 der vornehmsten Geistlichen mit ebenso vielen Bären kämpfen und von den wilden Bestien zerreißen.

Aber selbst die Patriarchenwürde, so gefügige Werkzeuge deren Träger waren, schien den russischen Gewaltherrschern unbequem. Kaum ein Jahrhundert ließen sie den Scheinpapst neben sich bestehen. Peter I. ließ sie verschwinden. Achtung



vor der Religion oder ihren Dienern kannte er nicht; als russischer Bischof verkleidet trieb er oft die ärgerlichsten Excesse, um die Bischöfe verächtlich zu machen, und es war reine Herrschsucht, die ihn veranlaßte, sich selbst zum russischen Papst zu machen. Zwanzig Jahre lang ließ er den Patriarchenstuhl unbesetzt und erklärte alsdann diese Würde als erloschen. An ihre Stelle setzte der Zar eine Behörde, welcher er den Namen „Heilige Synode“ (auch „Heiliger Synod“) gab und welche die kaiserlichen Befehle (Ukase) in religiösen Angelegenheiten veröffentlichen sollte. Alle ihre Vollmachten rührten vom Zaren her, und in ihr saßen sogar Offiziere, ja der Generaladjutant des

Kaisers ist gewöhnlich ihr Präsident. Ueber Glaubens- und Sittenlehre entscheidet sie nach kaiserlichem Wohlgefallen mit dem höchsten Ansehen. War es früher ein Gesetz, daß dem Popen, welcher das Beichtgeheimniß verletzte, die Zunge herausgerissen wurde, so traf jetzt die Heilige Synode die Bestimmung, daß jeder Geistliche bei Todesstrafe sofort jedes Complot gegen die Regierung anzuzeigen habe, selbst wenn er nur in der Beicht Kenntniß davon erhielt. Auch bei den Schismatikern galt die Ehe als unauf löslich; als aber Großfürst Constantin bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin ein Fräulein Grudjinska heirathen wollte, hob die Synode die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe einfach auf. Im Jahre 1812 machte die Synode dem Kaiser 30 000 Seminaristen zum Geschenk, indem sie dieselben von den Weißen ausschloß und in die Armee stecken ließ.

¹ In der April-Nummer der Missionen muß es S. 72 Col. 2 unten heißen: Großnichte statt: Wittwe; S. 74 Col. 1 Z. 21: griechischen statt: lateinischen.

So vollständig war die schismatische Kirche die Sklavin der Zaren geworden! Es lag auf der Hand, daß dieselben auch von der katholischen Geistlichkeit das gleiche Maß von Unterwürfigkeit unter ihre schrankenlose Herrschergewalt forderten und sich zur gänzlichen Ausrottung der katholischen Kirche entschlossen, als diese ihre Freiheit weder opfern wollte noch konnte. Als daher der größte Theil Polens und namentlich die ruthenischen Bisthümer von Weißrußland und Kleinrußland bei der Theilung Polens unter das Scepter der Zaren kamen, mußte man mit Sicherheit traurige Tage für die Katholiken gewärtigen. Schon im Jahre 1667 waren große Gebietstheile an Rußland abgetreten worden. Zwar versprach Katharina II. bei der ersten Theilung Polens 1773 feierlich in einem Toleranzvertrage den Katholiken freie Religionsübung. Kaum

hatte sie aber den Vertrag unterzeichnet, als sie den unirten Ruthenen in der Ukraine von 1900 Kirchen 1200 gewaltsam wegnahm. Dennoch wagte sie am 31. December 1780 an Pius VI. zu schreiben, in ihren Staaten werde keine Religion bedrückt, während die unirten Priester durch Mißhandlungen aller Art gezwungen wurden, in die „orthodoxe“ Kirche überzutreten. „Niemand kann sich darüber täuschen,“ schrieb damals Achmed Pascha, der Großvezier Mustapha's III., „daß Rußland einzig durch Lüge, Treulosigkeit und Verachtung auch der heiligsten Versprechungen zu seiner Macht gelangt ist. Feuer und Eisen waren die Mittel seiner Belehrung“ u. s. f. Auch bei der zweiten Theilung Polens 1793 ermangelte Katharina II. nicht, abermals feierlich zu versprechen: „Die römischen Katholiken beider Riten werden ihre Religion frei üben dürfen.“



Bagamoyo vom Meer aus.

Wiederum war dieses königliche Wort kaum besiegelt, als die Zarin in Petersburg eine geheime Verathung hielt, zu der alle höheren schismatischen Prälaten eingeladen waren. Gegenstand der Verhandlung bildeten die geeigneten Mittel, um die Ruthenen von der Vereinigung mit Rom loszureißen. Eugen Vulgari, ein Freund Friedrichs II., schlug vor, man solle schismatische „Missionäre“ unter der Leitung eines Bischofs aussenden und denselben einige Regimenter Soldaten mitgeben, damit die Predigt den gehörigen Nachdruck erhalte. Sofort wurden die Regimenter ausgewählt und jedem „Missionär“ eine genügende Anzahl Soldaten zugetheilt, mit denen er sendend und brennend den ihm bezeichneten Bezirk durchzog. Die Priester, welche nicht sofort das Petersburger Evangelium an-

nahmen, wurden aus ihren Pfarreien verjagt oder in's Gefängniß geworfen, vielen die Ohren und die Nasen abgeschnitten und die Zähne eingeschlagen. Bald waren die Diöcesen der Ukraine, die von Luzk, Wladimir, Chelm in Wolhynien und von Kamieniec nahezu vernichtet. Um noch schneller zum Ziele zu gelangen, ward die Union von Brest als eine Gewaltmaßregel erklärt, die nicht zu Recht bestände. Demzufolge seien alle Kirchen, welche sich damals mit dem römischen Stuhle verbunden hätten, jetzt wieder als „orthodoxe“ zu betrachten. Ferner verfügte ein Ukas, alle lateinischen oder ruthenischen Dörfer, die weniger als 1000 Häuser hätten, seien in Zukunft nicht als Pfarreien zu betrachten und sollten keine eigenen katholischen Geistlichen haben. Da dieses Loos die große Mehrzahl

der Dörfer betraf, wurden fast alle Pfarreien dem Belieben der Regierung überantwortet; nur die Diöcese von Luzk blieb, Dank der Nachsicht des Gouverneurs, einigermaßen verschont. Die Verbindung mit Rom wurde selbstverständlich ganz beseitigt. So errichtete Katharina II. eigenmächtig das Bisthum Mohilew und machte es zum Metropolitansitz aller neuermorbenen Kirchensprengel. Ein ehemaliger Calvinist, Candidat der Theologie, hierauf preussischer, dann polnischer Offizier, später Hauslehrer und endlich Priester, Siestrzenciewicz mit Namen, wurde auf diesen Metropolitansitz erhoben. Unter den Artikeln, die er beschwören mußte, findet sich der folgende (Art. 13): „Es ist verboten, Bullen oder Breven, die im Namen des Papstes von Rom kommen, zu empfangen. Diese Bullen und Breven müssen dem Senate unmittelbar zugehen, damit dieser

sich zuerst überzeuge, daß nichts gegen die Landesgesetze oder die Gewalt, die Gott dem Monarchen gegeben hat, darin enthalten sei. Der Senat wird sie dem Monarchen mittheilen und erwarten, ob man ihm die Veröffentlichung befiehlt.“ Das Justizcollegium, das ausschließlich aus Protestanten bestand, hatte über alle katholischen Angelegenheiten zu entscheiden. „Dieses Werk Katharina's,“ sagt der jetzige Minister Tolstoi, „war ein Meisterwerk der Klugheit; änderte es doch mit einem Schlage alle Beziehungen des höheren polnischen Clerus zu der Regierung und zum römischen Hofe und schuf eine Einrichtung, die als Grundgesetz des russischen Reiches gelten darf. Es erkannte dem römischen Stuhle kein Recht mehr zu, sich unter dem Vorwande der Religion in die Disciplin des Clerus oder in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen. Katharina



Pflanzungen und Dorf bei Bagamoyo.

hat dem Katholicismus in Rußland ein neues Dasein gegeben und — o wunderbares Schauspiel — nicht Rom rettete die römische Kirche, sondern eine Kaiserin, die dieser Kirche fern stand.“ So der russische Minister. Ja freilich! Das „neue Dasein“ war eben das Schisma, und „die Rettung“ in Wahrheit die Vernichtung der Kirche, deren Duldung Katharina feierlich gewährleistet hatte! —

Siestrzenciewicz war ein würdiger Gehülfe der Kaiserin. Als Katechismus empfahl er ein vom Heiligen Stuhle seiner Häresien wegen schon längst verbotenes Buch; das Kirchenrecht aber sollte man „mit jenen Beschränkungen und Aenderungen lehren, welche die Kaiserin zum Besten der katholischen Kirche ihres Reiches für gut erachten werde“.

In den Jahren 1794—1796 wurden nach Tolstoi 1572067 Katholiken zur orthodoxen Kirche „zurückgeführt“, „und hätte Katharina noch einige Jahre gelebt,“ so schließt der russische Minister sein Buch, „so würde es keine Union mehr gegeben haben. Weder die Gerechtigkeit noch die Verpflichtungen der Monarchin gegen ihr Land gestatteten ihr, eine Halbkirche weiter bestehen zu lassen, die doch bald in sich selbst zusammenbrechen mußte.“ 1796 starb Katharina II. Von 5000 katholischen unirten Pfarreien der Sprengel von Kiew, Luzk, Kamieniec und Wladimir bestanden kaum mehr 1000. Während ihrer ganzen Regierung hat die Kaiserin, die es liebte, mit den schönsten Phrasen von Humanität und Menschenliebe zu prahlen, durch unmenschliche Grausamkeit und elenden Vortbruch mehr als

7 000 000 Unirten in die russische Staatskirche hineingezwungen. Tolstoi hat ganz Recht: hätte sie noch einige Jahre gelebt, das Ende der unirten Kirche wäre schon damals zu betauern gewesen.

4. „Durch Liebe vereint.“

Unter Katharina's Nachfolgern Paul I. und Alexander I. schien das Werk der Zerstörung einen Augenblick rasten zu wollen. Es wurde sogar ein Theil der unirten Bisthümer wieder hergestellt. Trotzdem wirkten Katharina's Maßregeln weiter und beim Tode Alexanders I. zählte Rußland nur noch 1398 478 Unirte. Sein Thronfolger Nikolaus I. fand diese Zahl noch erschreckend groß und beschloß, der Union ein Ende zu machen. Katharina's Plan, die dreifache (religiöse, politische und nationale) Einheit, sollte durchgeführt und die 24 Völker seines Reiches sollten zu einem lebendigen Ganzen vereint werden. Immer noch glaubte der Zar in der katholischen Kirche das größte Hinderniß seiner unumschränkten Herrsgewalt zu finden; sie mußte also um jeden Preis beseitigt werden. An einem Judas hat es nie gefehlt; wie Katharina einen Siefertzeneciewicz, so fand Nikolaus als gefügiges Werkzeug einen gewissen Siemaszko. Dieser Mensch hatte im Jahre 1827 als Assessor des katholischen Regierungscollèges in St. Petersburg dem Kaiser einen Plan zur Unterdrückung der Kirche vorgelegt, welcher geheim gehalten wurde bis zum Jahre 1872, wo er in St. Petersburg im Druck erschien. Die Kaiserin Katharina II., so beginnt die Einleitung, erklärte offen, es sei ihre Absicht, die Union zu vernichten. Confiscation der Güter und Belagerungszustand brachten bald zahlreiche schismatische Kirchen hervor. Indef ließen um das Jahr 1800 die „Bekehrungen“ nach durch den Einfluß des lateinischen Clerus, durch Erziehung u. s. w. Dem gegenüber wird die Gründung eines griechischen Regierungscollèges empfohlen. Die Zahl der Diöcesen muß vermindert, jede Bekehrung zur katholischen Kirche strenge geahndet werden. Die unirten Basilianermönche sind nach und nach schismatischen Behörden zu unterwerfen. Die Hauptsache ist und bleibt, geeignete Persönlichkeiten zu erlangen. So könnte man dem Bischof K., der jetzt 1000 Rubel empfängt, andeuten, es stehe bei ihm, 2000 oder 3000 zu erhalten, wenn er auf die Pläne der Regierung eingehe. Bischöfen, welche durch solche Mittel nicht zu gewinnen sind, muß man zuverlässige Coadjutoren an die Seite stellen. Endlich müssen die Geistlichen an den Kathedralen die lateinischen Kreuze mit griechischen vertauschen; damit sie das leichter thun, ist mit dem Tragen des griechischen Kreuzes eine Pension von 100 bis 150 Rubel zu verbinden. — Das ungefähr ist der Gedankengang, den der Streber Siemaszko dem Kaiser vorlegte. Er wurde auf den erzbischöflichen Stuhl von Mohilew erhoben und arbeitete bis zu seinem Tode 1868 an der Verwirklichung seines Planes, leider mit nur zu traurigem Erfolg.

Inzwischen ging Nikolaus I. immer schonungsloser vor und erließ 1828 eine Reihe von Ukasen, welche, wie Gregor XVI. hervorhebt, „die ruthenischen Bischöfe in allen ihren Amtsverrichtungen von der russischen Regierung abhängig machten“. Die Orden wurden zwar nicht direct aufgelöst, aber doch für deren Probefhäuser, Stubienanstalten und Gelübde solche Anordnungen getroffen, daß ihr Grab gegraben war. Wollten sie dennoch nicht rasch genug sterben, so half man durch den Raub ihrer Güter nach. Noch ungeschwächer konnte die Regierung einschreiten, als der Polenaufstand vom Jahre 1830 den erwünschten Anlaß zu gewaltthätigem Vorgehen darbot.

Am 29. November 1830 war der Aufstand in Warschau losgebrochen. Fürst Adam Czartoryski trat an die Spitze der provisorischen Regierung. Aber trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit war der Aufstand der russischen Uebermacht gegenüber eine verlorene Sache. Nach manchen glänzenden Siegen fiel die entscheidende Schlacht bei Ostrolenka gegen die Aufständischen aus, und Warschau mußte sich am 8. September 1831 auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Führer retteten sich meist in's Ausland, das arme Volk aber und namentlich die Katholiken Polens mußten jetzt den Bohn des Zaren fühlen. Die Freiheiten und die theilweise Selbstverwaltung, welche das Land gehabt hatte, wurden vernichtet; durch das „organische Statut“ von 1832 wurde Polen mit dem russischen Reiche als untrennbarer Theil vereinigt und die polnischen Truppen der russischen Armee einverleibt. Tausende von Kindern, namentlich der in den Kämpfen Gefallenen, wurden nach Rußland geschleppt und daselbst im Schisma erzogen. Wer dagegen einen Russen zum Katholicismus „verführte“, wurde mit den strengsten Strafen bedroht. Alle Mischhehen, welche vor einem katholischen Pfarrer geschlossen wurden, erklärte ein Ukas für null und nichtig und bestimmte, daß alle Kinder aus Ehen zwischen Unirten und Nichtunirten im „orthodoxen Glauben“ erzogen werden müßten. Die Bestimmung, daß 1000 Häuser für ein Pfarrdorf erfordert seien, wurde aufs Neue eingeschärft und in Folge davon eine große Zahl unterdrückt; dazu kam die neue Verordnung, welche dem Pfarrer unter schwerer Strafe verbot, fremde Personen Beicht zu hören. Dadurch sollte den Angehörigen der unterdrückten Pfarreien der Empfang der heiligen Sacramente unmöglich gemacht werden. Ferner befahl Siemaszko, der Verräther auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mohilew, alle alten Meßbücher, Breviere und Gebetbücher abzuliefern und statt ihrer schismatische, in Moskau gedruckte einzuführen. Ebenso wurden alle katholischen Gebräuche beim Gottesdienste abgeschafft. Nie verlegen um eine Rechtfertigung seiner Schritte, erklärte Rußland, der Papst habe der ruthenischen Kirche bei der Union gewisse lateinische Ceremonien aufgebürdet; von diesen müsse man sich befreien. Die Anstellung der Pfarrer geschah durch die Regierung, und diese hütete sich wohl, eifrige Priester zu ernennen. Die Krone des ganzen Vernichtungswerkes bildete endlich 1839 der traurige Abfall von drei unirten Bischöfen zum russischen Schisma.

Dennoch fanden sich unter den Geistlichen immer noch Männer, welche Gott mehr liebten als zeitliches Wohlergehen, und selbst Gefängniß und die Bergwerke Sibiriens dem Abfalle vom Glauben vorzogen. Darunter ist namentlich hervorzuheben der greise Metropolit Vulhat von Wilna, der mit dem Verrathe Siemaszko's und des Bischofs von Polock, Luzinski, nichts zu thun haben wollte, dafür aber von der Regierung jeder Leitung der unirten Kirche enthoben wurde. Nach seinem Tode 1838 hatten die beiden eben genannten Verräther freie Hand. Die meisten der glaubenstreuen Priester waren abgesetzt, nach Sibirien geschleppt oder ruhten im Grabe. Gütereinziehung, Knute, Sibirien, frecher Betrug räumten gründlich auf mit den Unirten. Das Traurigste aber ist der Verrath der beiden genannten Bischöfe, während ein großer Theil des niedern Clerus für den Glauben heldenmüthig kämpfte und duldete. Siemaszko's eigener Vater, ein ruthenischer Priester, warf ihm seinen Verrath vor, und nur der „Großmuth“ seines Sohnes und der Gnade des Kaisers hatte er es zu verdanken, daß er nicht gleichfalls nach Sibirien geschleppt wurde.

Im Jahre 1839 glaubte man mit dem Werke der Zerstörung so weit zu sein, daß man es amtlich als vollendet anerkannte. Zunächst nahm ein Ukas alle Pfarreien, die einmal schismatisch gewesen waren, sammt allen Inassen in Bausch und Bogen in die „orthodoxe Kirche“ auf. Dann erschien am 24. Februar 1839 ein Erlaß der Heiligen Synode, welcher die Trennung der unirten Kirche von Rom und ihren Eintritt in die russische Staatskirche feierlich aussprach. „Unsere Vorfahren,“ so lautet das Schriftstück, „waren stets ein untrennbarer Theil des russischen Volkes. Unter der polnischen Herrschaft ward der ruthenische Clerus durch den lateinischen unterjocht und lief Gefahr, gänzlich in demselben aufzugehen. Indessen hatte der Höchste Erbarmen und setzte dem Jahrhundertelangen Leiden ein Ziel; Ruthenien kam zurück unter die Herrschaft Rußlands. Besonders der Großherzigkeit und dem väterlichen Schutze von Nikolaus Paulowitsch, unserm mit Frömmigkeit und Glück regierenden Kaiser, verdanken wir die gänzliche Befreiung unserer Kirche. Unser einziger Wunsch ist es, diese neue Ordnung der Dinge möge sich kräftigen und von Dauer sein, und deshalb bestimmen wir wie folgt: 1. Von Neuem wird die Vereinigung mit der russischen Kirche anerkannt und der vollkommenste Gehorsam gegen die Heilige Synode von ganz Rußland gelobt. 2. Unser frommer Kaiser und Herr wird gebeten, unsere Absicht unter seinen hohen Schutz zu stellen und nach seinem Wohlgefallen und Willen als unser Herr und Meister die Ausführung derselben zum Frieden und Heile der Seelen zu beschleunigen.“ — „Ich danke Gott und nehme an“, schrieb Nikolaus I. über das Schriftstück. Eine Denkmünze sollte das „Werk des Friedens“ verewigen. Sie trägt die Inschrift: „Durch Haß getrennt 1595, durch Liebe vereint 1839.“ Es bedarf keiner Silbe, um solche Heuchelei und Lüge zu brandmarken: sie ist sich selbst ein Mal der Schande. — Von allen ruthenischen Bisthümern blieb nur der Sprengel von Chelm bestehen; in den übrigen Diöcesen gelang es höchstens einigen Gemeinden, sich „der Absicht der Heiligen Synode“ zu entziehen.

Die Absicht der Heiligen Synode sollte also „zum Frieden und Heile der Seelen beschleunigt werden“, d. h. rohe Gewalt und blutige Verfolgung mußten nachhelfen. Zunächst wurden

die noch treuen Basilianerklöster aufgehoben und die „halsstarrigen“ Mönche in unterirdische Gefängnisse geworfen, während die zum Schisma Abgefallenen als ihre Gefangenwärter angestellt wurden. Es kam sogar vor, daß man die heldenmüthigen Bekenner des Hungertodes sterben ließ, so den 74-jährigen P. Slobotski. Andere Priester wurden von dem abgefallenen Bischof Zubko in Grabgewölben eingeschlossen. Den Todten suchte man dadurch die Verehrung seitens des Volkes zu rauben, daß man die Verleumdung aussprengte, sie seien im Kausche gestorben. Allein nicht nur Priester, auch Laien setzten sich den Befehlen der Synode entgegen und wußten für ihren Glauben zu sterben. Ein Beispiel für viele mag zeigen, wie man mit solchen „Rebellen“ verfuhr. Es war am Montag in der Charwoche 1841, als ein Bataillon Infanterie unter Führung des Untergouverneurs und zahlreicher Polizeiagenten das Dorf Dubakowitsch im Regierungsbezirk Mohilew umzingelte. Bis zum Charfreitag wurden die Bewohner ausgehungert; dann steckte man das Dorf in Brand und ließ den Vornehmsten unter den Bewohnern je 300 Stockprügel aufmessen, weil sie sich immer noch weigerten, vom katholischen Glauben abzufallen. Zwei Stunden nach dieser barbarischen Züchtigung waren alle also Geschlagenen todt. Dennoch gelang es erst 1854, den letzten Widerstand in den ruthenischen Bisthümern zu brechen; damals schleppte man alle diejenigen, welche durch wöchentlich wiederholte Züchtigungen noch nicht gefügig geworden waren, einfach nach Sibirien. Jetzt war der Sieg gesichert. Die Heilige Synode erhob dankend für diesen „friedlichen Triumph“ ihre Hände zum Himmel empor und erkannte in ihm „die geheiligten Spuren der Erscheinung Gottes auf Erden“. Siemaszko aber verfaßte einen Bericht über alle diese himmelschreienden Maßregeln und legte denselben dem Zaren vor. Nikolaus I. schrieb eigenhändig an den Rand dieses Schriftstückes: „Heiliger und ehrwürdiger Erzbischof, was du gethan, ist ehrwürdig und heilig; ich billige alles, was du gethan hast und noch thun wirst.“

Wie heißt doch die Aufschrift der Denkmünze, welche die Vereinigung der ruthenischen mit der russischen Kirche feiert? „Durch Liebe vereint!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Apostol. Vikariat Süd-Tongking. Im Zusammenhange mit dem in der letzten Nummer (S. 83) mitgetheilten Briefe steht das folgende aus Hoi-Yen den 19. November datirte Schreiben des hochw. P. Klinger. Dasselbe erzählt in ergreifender Schilderung die glückliche Rettung von etwa 1600 Christen, die sich in den Felsen von Bao-Nham geflüchtet hatten. Zum bessern Verständnisse des Briefes ist zu bemerken, daß wir uns das Christendorf Bao-Nham am Fuße eines Felsfegels zu denken haben, der jääh aus der Ebene emporsteigt. Das Dorf und der Fels in seiner Mitte waren von einem Erdwalde umschlossen, in den die Uebermacht des Feindes bereits eingebracht war. Die Christen hatten sich nun in die Höhlen des Felsens geflüchtet, während der grausame Feind die Zugänge zu denselben mit einer Bambushecke versperrte, damit keiner entkomme, und dann Feuer anlegte, um die armen Geflüchteten in den Höhlen zu erstickern. Die Lage der Christen war bereits verzweifelt, als P. Klinger an der Spitze einer entschlossenen Schar am 18. November 1885 ihre Rettung versuchte. Um nach Bao-Nham gelangen zu können, mußte zuerst

ein Bergpaß genommen, dann der Feind aus einem von vielen Heden und Gräben durchschnittenen Felse verdrängt, ferner dessen Lager erobert und endlich das Dorf selbst, das bereits in feindlicher Gewalt war, erstürmt werden. P. Klinger erzählt die Heldenthaten seiner kleinen Schar wie folgt:

„Gott sei Dank! Etwa 300 mit Lanzen und einigen Büchsen bewaffnete Christen faßten den Entschluß, den Felsen von Bao-Nham, in welchem gegen 1600 ihrer Mitbrüder von den Aufständischen belagert wurden, zu entsetzen. Das Unternehmen glückte vollständig. Als Augenzeuge, ja von der Noth gedrungen als Mitthandelnder kann ich Ihnen die Ereignisse erzählen. Mit dem ersten Frühlichte waren wir unterwegs und erreichten gegen 8 Uhr den Bergpaß, welcher zur Ebene von Bao führt. Der Feind stand in dichten Scharren und wohl geordnet, etwa 500 Mann stark, vor dem Eingange des Passes. Entschlossen rückte unsere kleine Schar in zwei Treffen geordnet vor; sie wurde alsbald angegriffen; aus den wilden

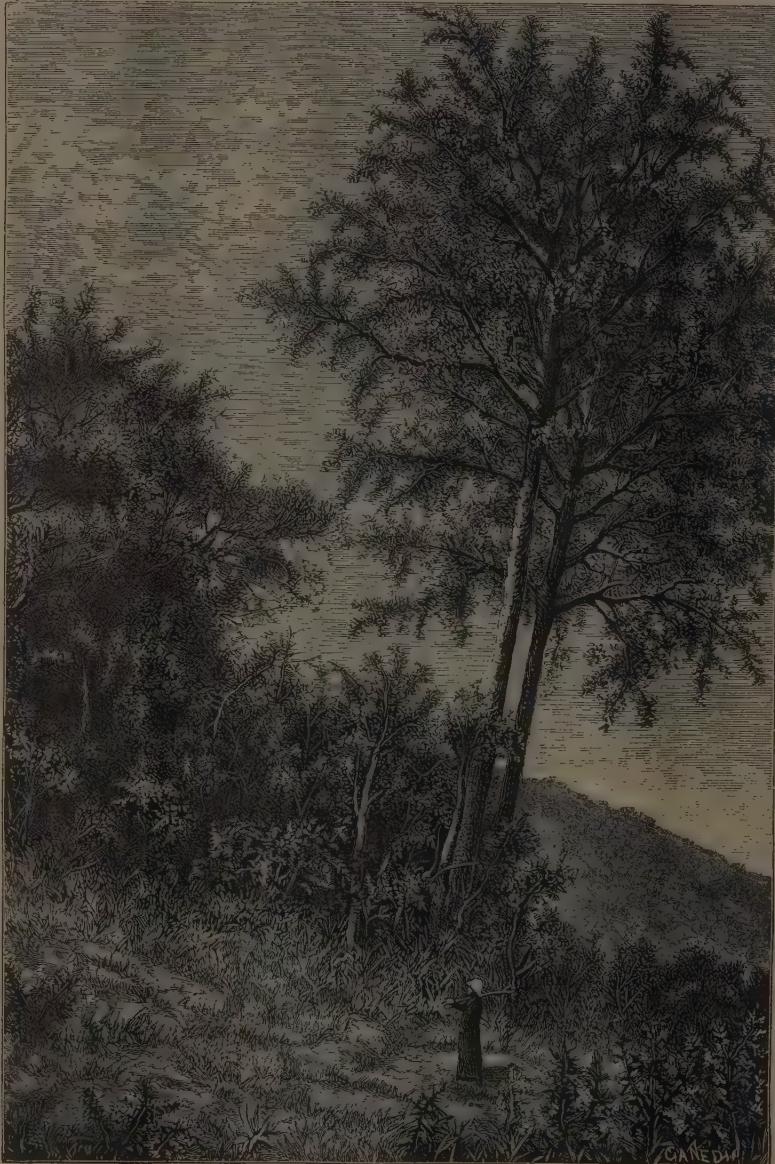
Ananasbüschen gaben viele Feinde auf kaum 100 m Entfernung Feuer. Lebhaft erwiderten dasselbe unsere Christen, obschon ihnen die Kugeln um die Köpfe pfliffen, konnten aber die Schützen nicht einschüchtern. So gingen wir denn im Sturmschritt vor und hatten nach einigen Minuten den Hügel erreicht. Diese Bewegung zwang den Feind, in der Richtung auf den Felsen abzuschwenken. Der Felsen, der noch eine halbe Stunde entfernt lag, war nicht sichtbar; Rauchsäulen, zwischen denen Hunderte von Fahnen flatterten, verhüllten ihn. Die Erbitterung, mit welcher die Aufständischen den Felsen umringten, war uns ein Beweis, daß die in denselben Geflüchteten wenigstens zum Theil noch am Leben seien. Wir mußten sie um jeden Preis retten.

Ohne eine Minute zu verlieren, wurden 100 Mann nach links abgeschickt, um den Feind, der Miene machte, uns zu umzingeln, auf dieser Seite festzuhalten; der Rest ging gerade auf den Felsen los, und auch ich befand mich bei dieser Abtheilung, um die Leute durch meine Gegenwart zu ermuntern. Von dem Hügel, auf dem wir standen, bis zum Fuße des Felsens dehnten sich lauter kleine Reisfelder aus, jedes vom nächsten durch Böschungen und Hecken getrennt, welche von den Aufständischen besetzt waren.

Sobald wir vorrückten, wurden wir mit Flintenschüssen empfangen. Muthig voran! Von der ersten Hecke vertrieben, birgt sich der Feind hinter die zweite; von der zweiten verjagt, deckt er sich hinter der dritten, und so Schritt für Schritt auf einer Strecke von einer Viertelstunde. Einige gaben Proben von einer Kühnheit und einem Muth, den ich bei diesem Volke nicht

erwartet hatte. Auf geringe Entfernung hielten sie dem Feuer Stand. Einen sah ich nur zehn Schritte von uns seine Fahne schwingen; eine Kugel zerstückte ihre Stange; rasch warf er diese von sich, riß das rothe Fahnentuch ab und fand noch Zeit, zu entkommen. Das wilde Geheul der Aufständischen, in welches sich das Wirbeln von wohl hundert Trommeln mischte, schreckte

die Unsrigen nicht; rechts und links lösten sich die feindlichen Reihen und ließen uns einen Durchgang. Endlich standen wir vor ihrem verschanzten Lager; dasselbe war ebenfalls ein Reisfeld, aber weiter und breiter als die übrigen, und von einer mannhohen Böschung umschlossen, an deren Innenseite die Feinde ihre Strohhütten angelehnt hatten. Hinter diesem Erdwalde sah man einen Wald von Lanzen, die sich hin und her bewegten, Köpfe aber konnte man nicht sehen. Mit drei Böglingen unseres Collegs erkletterte ich die Böschung und wir feuerten eine erste Salve auf die Feinde; doch das schien sie wenig zu beunruhigen. Allein wir hatten Repetirgewehre und schossen rasch zum zweiten und dritten Male. Da schrien die Aufständischen: „O, sie laden nicht, sie laden nicht und schießen doch an einem fort!“ Panischer Schrecken ergriff sie. Einer ihrer Führer Na-



Ein afrikanischer Taxis (Taxus elongata).

mens Ivi floh und mit ihm gaben alle seine Helben Herfengeld. Hundert Schritte vom Lager ist ein Fluß, den sie durchschwammen. Weh ihnen, wenn wir sie in diesem Augenblicke hätten verfolgen können! Aber man feuerte auf uns von dem Walde des Dorfes. Wir mußten sie also entfliehen lassen und liefen gegen den Wall Sturm. In fünf Minuten hatten wir

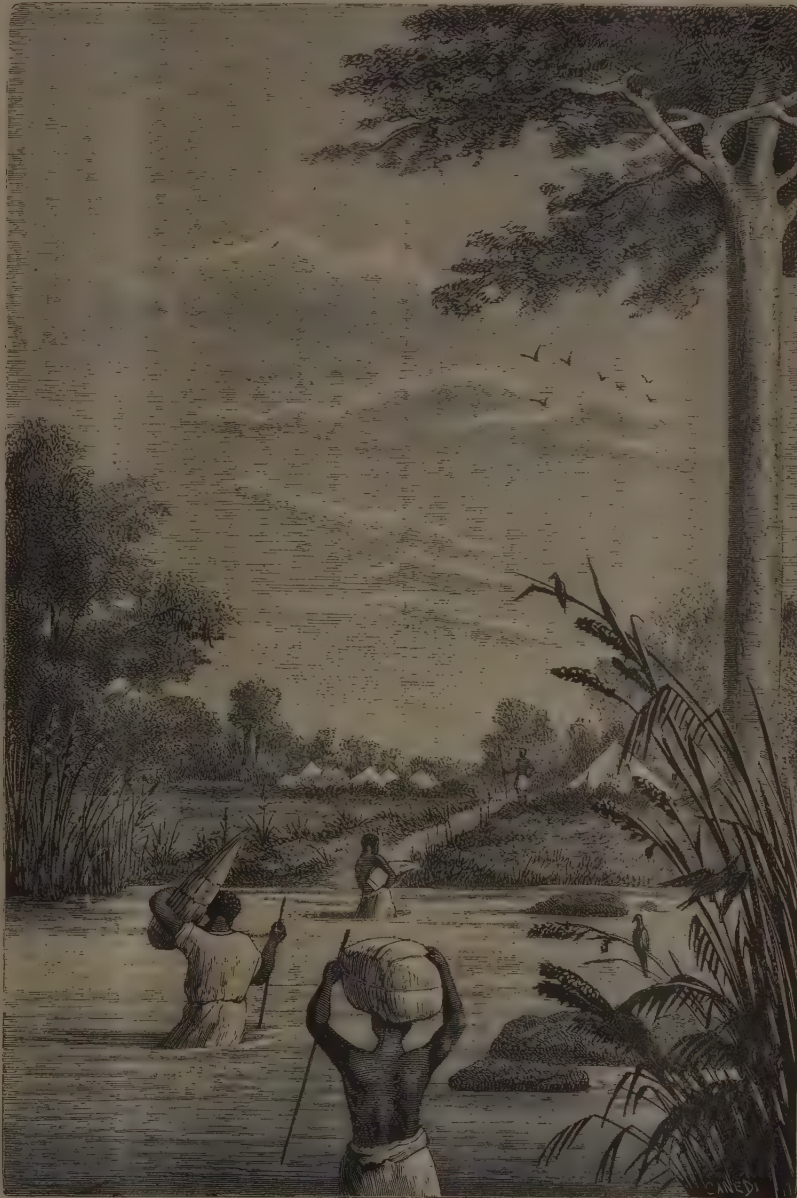
den Graben überschritten, den Wall erstiegen, und schon floh der Feind durch ein Thor, das auf der hintern Seite des Felsens gelegen war. Gleichzeitig sahen wir sie in dichten Massen den Bambusverhau verlassen, den sie zu Füßen der Belagerten errichtet hatten. Da aber viele nicht rasch genug durch die engen Oeffnungen fort kamen, wurden sie von den Unserigen eingeholt und mit Lanze und Säbel angegriffen. Eine Abtheilung von 50 Mann wurde zu ihrer Verfolgung beordert; ich eilte sofort zum Felsen hin.

Welch entsetzlicher Anblick! Der Platz, den früher das Dorf einnahm, war ein einziger Haufen von Schutt und Asche. Kein grüner Zweig war mehr zu sehen; nichts als der durch das Feuer geschwärzte und zu Kalk gebrannte Felsen, dem dicker Rauch entquoll. Hülferuf, der diesen Feuerring durchdrang, verkündete mir, daß noch nicht alle todt seien. Ich wollte in den Bambusverhau eindringen; aber es war mir unmöglich, die Steine glühten wie brennende Kohlen. Durch ein Sprechrohr ließ ich den Unglücklichen zurufen, sie möchten herabklettern. Gerade in diesem Augenblicke stürzte aber der feindliche Führer Jui unsere Rettungsversuche. Er hatte sich von seinem Schrecken erholt, eine unserer Abtheilungen angegriffen und zurückgeworfen. Unsere Hauptmacht mußte den Flüchtigen zu Hülfe; sie setzte über den Fluß und erreichte den Kampfsplatz, als die Unserigen bereits die Oberhand wieder gewonnen und sogar trotz eines heftigen Regens das Dorf der Aufständischen angestreckt hatten. Dann kehrten alle zum Felsen zurück. Nach und

nach löschte der Regen die Bluth und einige der Belagerten konnten zu uns herabsteigen. Ihre und meine Gefühle zu beschreiben, verzichte ich. Sie lachten und weinten und redeten bald von ihren Leiden und dann wieder von ihrer Freude.

Endlich kamen auch die beiden annamitischen Priester, welche die Gefangenschaft ihrer Gemeinde getheilt hatten, und schilderten

mir ihre langen Leiden. Seit Mitte October waren sie von den Aufständischen wiederholt angegriffen worden; doch war es ihnen stets gelungen, dieselben in die Flucht zu schlagen. Am 12. Nov. aber kam der Feind bei 2000 Mann stark mit Flinten und Kanonen, um eine regelrechte Belagerung zu eröffnen. Unter den 1600 Belagerten gab es kaum 250 wehrfähige Männer; davon waren nur acht mit Flinten, die übrigen mit Lanzen bewaffnet. Doch gelang es ihnen zwei Tage lang, den Erdwall zu halten. Am Abende des zweiten Tages jedoch zählten sie bereits zehn Tode und zwanzig Schwerverwundete; auch ging ihnen, um das Unheil voll zu machen, das Pulver zur Neige. Während der Nacht kletterten also die Ueberlebenden auf den Felsen, welcher von tiefen Höhlen zerklüftet ist, die sich einige acht, andere zehn oder 15 m über dem Erdboden öffnen. Am nächsten



Uebergang des Gueringere.

Morgen drangen die Rebellen in die Umwallung ein, zerstörten das Dorf und was sich darin fand und führten rings um den Felsen einen starken Bambusverhau auf. Den Steig, der zu den Höhlen hinaufführt, wagten sie nicht zu erklimmen; denn es können auf demselben nicht einmal zwei Mann nebeneinander gehen. Sie entschlossen sich also, die Christen durch Feuer zu

vernichteten. Alle Heiden der Umgegend, Männer, Weiber und Kinder, schleppten Stroh herbei und das Brennen begann. Da der Rauch nicht nach Wunsch und Willen der Angreifer in die Höhlen hinein zog, so befestigten sie an langen Stangen brennende Strohbindel und schleuderten dieselben möglichst nahe an den Eingang der Höhlen. Fünf Tage lang belustigten sie sich mit diesem teuflischen Spiele.

Das Loos der armen Christen war schrecklich. Gluth und Qualm erstickten sie fast, und schon hatten sie kein Wasser mehr, um den Durst zu löschen. Am Tage vor unserer Ankunft konnten die beiden Priester jedem nur noch soviel Wasser theilen, als etwa in zwei Aufschalen Platz fände. Die Aufständischen wußten, daß sie am Verdursten waren, und forberten sie zur Uebergabe auf. Nach langem Hin- und Herreden, stiegen acht Mann hinab, um die Bedingungen der Uebergabe zu berathen. Man ergriff sie ohne Weiteres und köpfte sie auf der Stelle. Andere zeigten sich am Eingange der Höhlen und flehten um der Barmherzigkeit willen um einige Tropfen Wasser. „Kommt und schöpft!“ höhnten die Belagerer. Halb verthümelt stieg eine Frau mit ihrem zehnjährigen Knaben hinab. Kaum hatte sie das Ufer des Flusses erreicht, der hart am Felsen vorbeiströmt, so wurde sie auch schon zusammengehauen. Der Knabe erhielt ebenfalls einen Säbelhieb, der ihm die Wange vom Ohr bis an den Mund spaltete; er sank ohnmächtig in den Morast des Reissfeldes und blieb daselbst für todt liegen. Nach der Flucht der Aufständischen kam der Vater aus der Höhle herab und wollte die Leiche des armen Kindes hinwegtragen, das er ganz bestimmt gestorben glaubte. Allein es athmete noch; man verband es und zur Stunde lebt daselbe noch. Natürlich wagten die übrigen Christen, vor deren Augen sich diese blutigen Missethaten vollzogen hatten, ihr vom Feuer umlobertes Gefängniß nicht mehr zu verlassen. Sie waren nun völlig überzeugt, daß ihre einzige Hilfe bei Gott stehe, und hofften nur noch auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau. Während mir die beiden annamitischen Priester also ihre Erlebnisse erzählten, sah ich die Christen von allen Seiten aus den Höhlen herabsteigen. Die einen trugen etwas Reis, die anderen einige gerettete Kleidungsstücke, wieder andere einen Kranken oder ihre kleinen Kinder. Alle waren vom Rauche geschwärzt und hatten entzündete, blutunterlaufene Augen, welche das Tageslicht nur mit Schmerz ertragen konnten. Gegen Mittag wurde ich in eine der Höhlen gebeten, wo eine Frau mit ihrem neugeborenen Kindlein lag. Man konnte die Kranke, deren Tod sicher schien, nicht herabbringen. Ich ließ meinen Hut zurück, schürzte mein Kleid fest um den Leib und kletterte hinauf. In einer Höhe von 10 m mußte ich durch ein so enges Loch kriechen, daß ich mich nur mit großer Anstrengung hindurchwinden konnte. Eine Weile kroch ich weiter, mußte dann eine Leiter hinab, eine andere Leiter hinauf und gelangte endlich zu der Kranken. Ich taufte das Kindlein und spendete der Frau die heiligen Sterbesacramente.

Unter unfäglichen Mühen brachten meine Leute die Sterbende doch noch in's Dorf hinab. Gegen 3 Uhr Nachmittags waren fast alle aus den Höhlen herabgekommen, und wir konnten eine erste Abtheilung Soldaten als Vorhut abschicken, um für die Sicherheit des Weges zu sorgen. Ihnen schlossen sich alle aus den Höhlen Geretteten an; sie waren mit ihren Verwundeten und Kranken beladen — ach, leider fast den einzigen Schätzen, welche sie dem Untergange entzogen haben! So zogen sie mit leeren Händen, aber mit dankbarem Herzen ab,

froh, dem sichern Tode entronnen zu sein. Noch drei Tage einer solchen Belagerung, und auch die Stärksten wären gestorben. Ich brachte sie glücklich nach Hoi-Yen und morgen werden sie nach unserer nächsten Missionsstation geführt. Aber wie wird es uns möglich sein, so vielen Halbverhungerten Obdach und Nahrung zu verschaffen?“

P. Frichot, der seit dem Tode des Msgr. Croc (vgl. oben S. 95) als Provikar der schwergeprüften Mission von Südtongking vorsteht, fügt dem ergreifenden Berichte P. Klingers die folgenden Zeilen bei:

„Es ist ein Kampf um Leben und Tod! In einem Dorfe knebelten die Rebellen zwei christliche Brüder Rücken an Rücken und warfen sie unter schallendem Gelächter in den Fluß. Dem Stärkeren gelang es, die Stricke zu zerreißen und nächstlicher Weile das Ufer zu gewinnen; der andere versank in den Wellen. Man kann sagen, daß sich die ganze heibnische Bevölkerung zur Ausrottung der Christen, welche sie als Freunde der Franzosen betrachten, erhoben hat. Zu Tausenden fallen sie über die christlichen Dörfer her, welche in großer Zahl vernichtet werden. Wer dem Mordstahle entrinnt, irrt im Gebirge umher; da nähren sie sich kümmerlich und suchen nach einer Gelegenheit, unsere Missionsstationen zu erreichen und etwas Reis von uns zu erhalten. Das wird ihnen aber oft unmöglich; denn aufständische Posten halten Weg und Steg besetzt. Zur Stunde zählen wir wenigstens 600 Ermordete und mehr als 95 Dörfer sind eingekäschert und ausgeraubt.“

Es gibt aber noch viele Dörfer, aus denen wir keine Nachrichten erhielten, weil die Wege gesperrt sind. Was wird sie betroffen haben? Augenblicklich sind über 6000 Nothdürftige um unsere Missionsstation gelagert, denen wir täglich doch eine Hand voll Reis geben müssen. Auch Strohthütten müssen wir ihnen bauen und den Kranken Arzneimittel reichen. Ueberdies konnten unsere von allen Seiten gehegten Christen die Saaten nicht bestellen, so daß, auch wenn der Friede wieder herrschte, die Ernte doch auf jeden Fall verloren ist. Um so großer Noth zu begegnen, mußte ich eine schwere Schuldenlast unserer Mission aufbürden. Wann und wie wir uns derselben wieder entledigen können, ist vorläufig nicht abzusehen. Für viele Wittwen und Waisen werden wir lange Zeit sorgen müssen! Doch ich vertraue auf die Christen Europa's; sie werden im Nothfall selbst das Unmögliche thun, um ihren Brüdern im Oriente, welche Hungers sterben und so Schreckliches erdulden, hilfreich beizuspringen.

Im Augenblicke, da ich den Brief schließen will, treffen neue, überaus traurige Nachrichten ein. Die Pfarrei Lang und die Laosmission, von denen ich fast zwei Monate nichts mehr erfahren konnte, sind vernichtet. P. Satre wurde am 3. dieses Monats in einem Gefechte verwundet und starb am 5. Zwei annamitische Priester und die Katechisten wurden niedergehauen. Ungefähr tausend Christen, wovon 300 der neugegründeten Laosmission angehörten, theilten ihr Todesloos. Etwa 600 Leichname bedeckten den Boden von Lang; den Rest hat der reißende Fluß mit sich genommen. Diese Einzelheiten theilt mir P. Gras mit, der die französischen Truppen begleitete, welche nach Lang marschirten, um die Aufständischen niederzuwerfen. Leider kamen sie zu spät und konnten die Missethaten nicht mehr verhindern.

Es trifft die Nachricht ein, daß Ende Januar in der Provinz Kwanbinh (Nord-Cochinchina) wiederum ein eingeborner Priester und 442 Christen niedergemetzelt worden seien.

Hinterindien.

Birmanien, hieß in letzter Zeit wieder so viel genannte indische Reich, zerfällt in kirchlicher Hinsicht in zwei Bezirke, in das apostol. Vikariat Nord-Birmanien und die Präfector Ost-Birmanien. Ein dritter Missionsbezirk, das apostol. Vikariat Süd-Birmanien, umfaßt den schon seit 1853 britischen Theil des alten Birmanenreiches, das alte Königreich Pegu, in dessen Gebiet auch die Hauptstadt von Ost-Birmanien, Loungoo, liegt. Nord- und Süd-Birmanien stehen unter Leitung des Pariser Missionsseminars, während Ost-Birmanien den Mailänder Missionspriestern anvertraut ist. Das südliche Vikariat zählt auf $2\frac{1}{4}$ Millionen Einwohner etwa 17 000 Katholiken, das nördliche auf 4 Millionen nur etwa 2600. Ost-Birmanien hat bedeutende Fortschritte aufzuweisen: während es 1869 erst 281 Katholiken zählte, umfaßt es deren nunmehr fast 7000. Die meisten Fortschritte machte das Christenthum unter den Karenenstämmen des Landes; die eigentlichen Birmanen sind, wie die Buddhisten überhaupt, nur sehr schwer zu bekehren. Von den letzten Königen Birmaniens waren indeß manche dem Katholicismus günstig gesinnt, zwei derselben hatten sogar Missionäre zum Unterricht ihrer Söhne berufen.

Der Ausgang des birmanisch-englischen Krieges ist unsern Lesern bekannt. Ein ehemals mächtiges Reich ist zusammengebrochen, der letzte König in's Exil gewandert, das Land förmlich als ein Theil dem englischen Kaiserreich Indien einverleibt. Welches waren die Folgen dieser Ereignisse für die katholischen Missionen? Die Unordnung, welche die Kriege in Asien immer im Gefolge haben, lassen natürlich Schlimmes befürchten.

„Die Engländer sind jetzt in Mandalay eingezogen,“ schreibt am 31. December ein Missionär aus Loungoo in Ost-Birmanien, „aber sie sind dort keineswegs auf Rosen gebettet. Nur ein kleiner Theil des birmanischen Heeres konnte entwaffnet werden, der Rest hat sich in kleinere Banden aufgelöst, welche bis unter die Mauern der Hauptstadt mit Brennen und Rauben ihr Unwesen treiben. Wir selbst sind hier in Loungoo rings von den Räuberbanden umschwärmt, denen sich alles Gefindel zugesellt, um in den Dörfern ringsum die Schreckensherrschaft aufzurichten. Die Regierung hat alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen; aber sie verfügt nicht über die gehörige Truppenanzahl und überdieß muß die geringe Mannschaft sich noch theilen, da nach rechts und links Streifzüge zu unternehmen sind.“

Die Schreden, welche unter solchen Umständen Mgr. Bourdon, der apostol. Vikar von Nord-Birmanien, in Mandalay durchzumachen hatte, können wir uns leicht denken.

„Wir rechneten,“ schreibt er am 25. December, „auf schreckliche Rache von Seite des Königs und der Minister, obschon wir mit dem Kriege nichts zu thun hatten. Fast wie durch ein Wunder hat indeß niemand das Leben verloren. Nur mußten wir den Räuberbanden einen starken Tribut entrichten.“

Die PP. Cadoux und Feriot in der Mission Bharno wurden gefangen genommen, und acht Tage lang hing während der Gefangenschaft ihr Leben nur an einem Faden. Glücklicherweise brachte der Einzug der Engländer in Mandalay ihnen die Freiheit, ihre Habe ging ihnen indeß verloren. P. Lecomte, Missionär in Nabel, wurde am härtesten mitgenommen. Eine Bande von mehr als 600 gut bewaffneten Banditen überfiel sein Dorf und plünderte es rein aus. Was die Räuber nicht wegschleppten, wurde in tausend Stücke zerschlagen, das Crucifix verunehrt. In Muhlra hatte P. Laurent Ähnliches zu erdulden.“

Die Mission von Bharno hatte gerade ein Jahr vor dem erwähnten Unfall eine ähnliche Gefahr zu bestehen. Zum Schutz gegen die Ueberfälle einiger wilden Stämme hatte der Befehlshaber der Stadt chinesische Soldaten angeworben, denselben hinterher indeß nicht den

festgesetzten Sold ausgezahlt. Die Chinesen schwuren Rache, überfielen in der Nacht des 7. December die Stadt und steckten sie in Brand. Gouverneur und Einwohner ergreifen eiligst die Flucht und Bharno wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Dank seiner festen Bauart blieb indeß das Pfarrhaus vom Feuer verschont. Die beiden oben erwähnten Missionäre waren abwesend, um in Mandalay ihre jährlichen geistlichen Uebungen zu machen, das Seminar also in der Obhut zweier jungen Seminaristen, welche mit den Schülern sich glücklich in die nächste Mission retteten. Nach einiger Zeit gelang es den Missionären, die zerstreuten Christen zu sammeln und ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Aequatorial-Afrika.

Apostol. Vikariat Nyanza-See. Auf die Nachricht vom Tode des Königs Mtesa von Uganda und der Thronbesteigung seines jüngsten Sohnes Muanga beschloß P. Bourdel den Versuch, die verlassene Missionsstation von Rubaga, am nordwestlichen Ufer des ungeheuren Binnenmeeres, wieder zu beziehen. Muanga hatte sich nämlich stets als einen Freund der Missionäre gezeigt und war selbst nächstlicher Weise ohne Wissen Mtesa's in's Missionshaus gekommen, um sich in der Religion unterrichten zu lassen. Niemand hatte damals daran gedacht, daß gerade dieser jüngste von den 40 Söhnen des Königs sein Thronfolger sein würde. P. Bourdel suchte also eine Barke, um von Bukumbi, am Südenbe des Sees, die weite Fahrt nach der Nordwestküste in das Reich von Uganda zu machen, und wollte sich schon auf dem Schiffe eines Arabers Namens Sarb-Bensy einmieten, als die Kunde eintraf, der neue König selbst sende eine Flotte von 20 Barken unter dem Befehle eines ihnen ganz ergebenen Mannes den Missionären entgegen und die Flotte werde am folgenden Tage einlaufen. Diese Kunde war um so überraschender, als P. Girault in Abwesenheit Mgr. Bvinhac's, des Oberen der Mission, dem Könige bereits mitgetheilt hatte, die Missionäre könnten für den Augenblick nicht nach Uganda zurückkehren, weil sie zu wenig zahlreich seien. Der König wollte sie aber offenbar durch die Abwendung dieser Flotte zur Rückkehr nöthigen, und da man ohnehin entschlossen war, wurde die günstige Gelegenheit sofort benützt. Am 23. Juni 1885 zeigten sich die Schiffe in der Bucht, und gleich nach der Landung kam Sematimba mit seinem Waganba (Bewohner von Uganda) in's Missionshaus, um den Wunsch seines Königs zu überbringen.

„Unter den Leuten,“ schreibt P. Girault, „waren zwei unserer ältesten Katechumenen. Wir redeten lange mit ihnen und vernahmen zu unserem großen Troste, daß während unserer langen Abwesenheit manche Waganba unsere heilige Religion angenommen hatten und nicht weniger als 177 in der Todesstunde von unseren Katechisten getauft worden waren. Kaum habe der König meine Botschaft erhalten, so habe er auch schon trotz derselben Befehl gegeben, die Schiffe zur Fahrt zu rüsten. Ueberdieß habe er mehreren Katholiken, die als solche bekannt sind, „Bohamis“, d. h. herrschaftliche Güter verliehen, und um uns desto sicherer zur Annahme seiner Einladung zu vermögen, habe er zuerst Fute, einen unserer eifrigsten Katholiken, zum Befehlshaber der Flotte, die uns abholen sollte, ernannt; erst als Sematimba hervorhob, er kenne die Fahrt am besten, sei dieser an Fute's Stelle beauftragt worden. Muanga habe ferner gesagt, er erwarte nur unsere Rückkehr, um sich in Betreff der Religion offen auszusprechen. Er wäre übrigens beinahe durch die mächtigen Häuptlinge entthront worden. Da dieselben nämlich mußten, daß er die Missionäre liebe, und demzufolge fürchteten, er möchte die Vielweiberei verbieten, hätten sie gerne an seiner Stelle einen seiner Brüder auf den Thron erhoben. Muanga habe aber von der Verschwörung Kenntniß erhalten und alle zu einer Rathsverammlung berufen; in derselben habe er ihnen gesagt, daß er um ihre Ränke wisse, jedoch ihren Verrath verzeihe.“

Nach Landesbrauch hätten alle sterben müssen; es wurde aber nur ein einziger eingeferkert und einige Andere ihrer Stellen entseht. Diese ganz neue Art zu regieren habe einen gewaltigen Eindruck auf die Häuptlinge hervorgebracht. Kurz, nach dem Berichte unserer Katechumenen wäre ein gewaltiger Umschwung zu unseren Gunsten in Uganda eingetreten. Wenn derselbe nur nicht durch den Wunsch, uns zur Rückkehr zu bewegen, gar zu stark beeinflusst ist!"

Natürlich wurde die Einladung angenommen. Am 25. Juni schifften sich die PP. Bourdel und Giraud mit dem Br. Amans ein und erreichten Uganda nach einer raschen und glücklichen Fahrt von 14 Tagen; für die Reise nach Ukumbi hatte die Flotte nahezu dreimal so viel Zeit gebraucht. Auf der ganzen Seefahrt wurden die Missionäre sehr zuvorkommend behandelt. Die Aufnahme, welche ihnen in Uganda zu Theil wurde beschreibt P. Giraud wie folgt:

"Am Tage nach unserer Ankunft in Mteve, wo wir mit Sack und Pack landeten, begab sich Sematimba nach der Hauptstadt, um dem Könige unsere Landung anzuzeigen. Muanga sandte uns zweimal hintereinander Begrüßungsboten und als Geschenk zwei prächtige Ziegen und ein Schaf. Die Leute von Mteve haben es nicht gerne, wenn Bewohner der Hauptstadt zu ihnen kommen; so schlugen sie uns vor, unser Gepäck halbwegs zu tragen. Kaum hatten wir eine halbe Stunde mit diesen freiwilligen Trägern zurückgelegt, als wir plötzlich die Fahne des Königs von einer großen Volksmenge gefolgt uns entgegenkommen sahen. Hinter der Fahne schritt unter einem Thronhimmel, der die Sonnenstrahlen abwehrte, einer unserer besten Christen, ein Liebling des Königs. Wir begrüßten uns gegenseitig, während ringsum Freudenschüsse krachten, und be-



Straße im Dorfe Kibanga. (Äquatorial-Afrika.)

gaben uns im Geleite dieser Ehrenwache nach dem nächsten Dorfe, wo wir übernachteten. Lange Zeit unterhielten wir uns am Abend noch mit dem Abgesandten, der uns des besten Empfangs seitens des Thronfolgers Mtesa's versicherte.

Nach einem langen und beschwerlichen Marsche erreichten wir am folgenden Tage die Hauptstadt. Viele Leute kamen uns voll Freude entgegengelaufen. Die Christen am Hofe wollten uns so nahe als möglich haben und wählten einen Wohnplatz für uns, den nur Leute vom Hofe betreten dürfen. Da wir aber für alle zugänglich sein wollten, zogen wir ein geräumiges Grundstück vor, welches zwischen der großen Straße und dem Hofe liegt. Jetzt ließ uns der König zur Audienz anbieten; sofort wurden wir bei ihm eingeführt und fanden ihn

auf einer Art Paradebett ausgestreckt, wie auch sein Vater Mtesa es zu thun pflegte, den er möglichst genau nachahmt. Er empfing uns außerordentlich gütig und es schien ihm wirklich von Herzen zu kommen. Auch unser armseliges Geschenk nahm er freundlich entgegen und gab uns dafür das Grundstück, welches wir gewählt hatten. Ebenso versprach er, uns darauf ein Haus nach unserer Anweisung sofort bauen zu lassen, und den Bananengarten, den er uns dazu schenkte, und der wenigstens so groß ist, wie derjenige, welchen uns Mtesa gegeben hatte, mit einer Hecke zu umfrieden. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde und niemand außer dem Schatzmeister wohnte derselben bei."

Auch P. Bourdel schildert den Empfang beim Könige als sehr befriedigend und hegt für die Zukunft große Hoffnung:

„Nicht nur sind seine Vertrauten Neubekehrte und Katechumenen,“ schreibt der Missionär, „sondern er wurde von denselben bereits in unserer Religion unterrichtet. Den Aberglauben und die Zauberer, welche diesen pflegen, hat er ganz im Gegensatz zu seinen Vorgängern von sich gewiesen und ihnen keine Geschenke gemacht. Man schlug ihm dann vor, den Islam anzunehmen; aber der Vorschlag fand so wenig Anklang, daß man sich nicht getrauen wird, ihm ein zweites Mal damit zu kommen. Er gewährte uns volle und ungeschmälerte Freiheit, jedermann die katholische Religion zu lehren, und unsere Katechumenen werden sich künftig nicht mehr zu verbergen brauchen. Das Versprechen, welches er uns bei der ersten Audienz betreffs des Hausbaues gab, wurde alsbald ausgeführt. Der Bau wird 30 m Länge und zwölf m Breite haben; hoffentlich schlägt

Msr. Rivinac hier seine ständige Wohnung auf. Das kleine Häuschen, das wir einstweilen bewohnen, ist viel zu klein für die Katechumenen, welche in Schaa ren zu uns kommen. So viel ich bis jetzt schätzen kann, sind es sicher wenigstens 800, ob schon in unserer Abwesenheit eine große Zahl starb. Der liebe Gott hat gnädig gefügt, daß unsere alten Katechumenen im Glauben treu blieben trotz aller Versuche der Andersgläubigen. Viele Frauen wurden sogar durch ihre Männer oder Brüder in der Religion unterrichtet. In einigen Dörfern ist der Häuptling Christ und zählen die Anbeter des wahren Gottes wohl hundert. Nicht selten kommt einer unserer alten Katechumenen mit einer ganzen Schaar, die er für den Glauben gewann. „Diese da habe ich unterrichtet,“ sagt er dann wohl zu mir, „und bei meinem nächsten Besuche will ich dir noch



Msr. Gut, P. Corret und die Missionsstation der Borsehung (Providence) am Großen Sklavensee.

mehr bringen.“ Und um mir zu zeigen, was er sie alles gelehrt, läßt er sie stehenden Fußes die Gebete und die Katechismussfragen auffagen. Die Freude dieser guten Leute über unsere Rückkehr zu schildern, ist mir nicht möglich. Sie wußten nicht, wie ihre Zufriedenheit und Dankbarkeit ausdrücken. „Schau,“ sagte mir einer, „1501 Tage warst Du fort. Das war sehr lang! Wir verzweifelden schon, euch wieder zu sehen; aber trotzdem fuhren wir fort, unsere Brüder zu unterrichten. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, wenn wir auch todt sind, so sollen die Missionäre bei ihrer Rückkehr wenigstens den Glauben in vielen Herzen am Leben finden.“

Die Stunde der Gnade scheint in der That für unser theures Volk von Uganda geschlagen zu haben. Augenblicklich wissen

wir nicht, wo uns der Kopf steht; so groß ist die Zahl derjenigen, die uns von Morgen bis Abend umlagern. P. Giraud ist beständig mit den Kranken beschäftigt; denn ansteckende Krankheiten, namentlich die Blattern, sind hier einheimisch. So bleibt die Sorge für die Katechumenen mein Antheil. Es wäre durchaus nöthig, die größeren Dörfer persönlich zu besuchen; denn wir dürfen den guten Leuten, namentlich den Frauen, nicht zumuthen, sieben bis acht Stunden weit zum Unterrichte zu uns zu kommen; allein wir können das nicht thun, bevor wir zahlreicher sind. Schicken Sie uns also möglichst bald Mitbrüder zu Hülfe.

Einige einflußreiche Personen sind uns immer noch feindlich gesinnt, wenigstens insgeheim, wenn sie es auch nicht wagen, ihre

Feindseligkeit offen an den Tag zu legen. Sie fürchten ein Verbot der Vielweiberei. Wenn es nach ihrem Willen gegangen hätte, so wäre der Unterricht noch heute verboten; aber bei der jetzigen Lage wagen sie nichts gegen uns. Inzwischen danken wir unserm himmlischen Meister, der uns so gnädig die Wege ebnet, und bitten um das Gebet aller, welche sich um unsere Mission interessieren, damit das Reich Gottes in Uganda bald zum Siege gelange."

Die vorstehenden Berichte der Missionäre aus Uganda datiren von Ende Juli und Anfangs August 1885. Seither veröffentlichten die Zeitungen eine Depesche aus Sansibar vom 12. Februar, laut welcher auf Befehl des Königs von Uganda der anglikanische Bischof Hannington mit seiner ganzen Begleitung von 50 Mann hingerichtet worden sei. Derselbe habe einen directen Weg am Kilimandscharogebirge vorbei von der Ostküste Afrika's an den See versucht und so das Mißtrauen des Königs erweckt. Die deutschen Erwerbungen in Ostafrika haben bei den eingebornen Fürsten im Innern, namentlich auch in Uganda, große Aufregung hervorgerufen. Das mag einen Umschwung in den Gesinnungen des Königs zur Folge gehabt haben, der vielleicht auch für seine Selbständigkeit fürchtet. Das Bluturtheil über Hannington und dessen Gefährten ist sonst bei einem Charakter, wie ihn die obigen Briefe schildern, kaum verständlich. Oder sollte, was freilich wohl möglich wäre, durch eine Revolution ein Anderer sich des Thrones bemächtigt haben? Wir sehen mit Spannung den nächsten Briefen aus Uganda entgegen; denn im letztern Falle würde wohl auch die katholische Mission ein harter Schlag betroffen haben.

Die Nachrichten aus der Mission vom **Tanganjika-See** lauten nicht so erfreulich, wie die oben mitgetheilten aus Uganda. Die Errichtung des Kongostaates hat die Araberfürsten im Norden und Westen des 700 km langen Sees erbittert und gegen die Europäer so feindselig gestimmt, daß die beiden Missionen von Ruffavia und Mluwa (Muluwa, Muloneva) nach dem Süden des Sees verlegt werden mußten. Das Christendorf Ribanga, dessen Gründung wir früher (1884, S. 134) erzählten, macht aber, trotz einer verheerenden Blatternseuche, beachtliche Fortschritte. Im Mai 1885 schrieb P. Dromaur:

"Wir sind von den Blattern heimgesucht; mein Gefährte P. Wyncke spendet vielen Sterbenden die heilige Taufe; auch von unseren Christen hat die Seuche schon ein Duzend hingerafft. Unter den Heiden ist die Sterblichkeit weit größer, wie leicht zu begreifen, da von einer Pflege keine Rede ist und die Kranken im Gegentheil wie die Aussätzigen aus den Dörfern verjagt werden. Dann schleppt sich der Unglückliche im Lande umher, ein Gegenstand des Schreckens selbst für seine nächsten Verwandten. Manchmal errichtet man ihm ein elendes Schutzdach, das aber den Regen nicht abzuhalten vermag. Die Furcht vor Ansteckung erstickt jedes Mitleid in den Herzen seiner Freunde; kaum daß man ihm etwas Nahrung hinzuwerfen wagt, und der Hunger tödtet ebensovielen, als die Seuche. Wir haben für diese Unglücklichen außerhalb der Umzäunung ein Spital errichtet, und da spendet P. Wyncke, wie schon bemerkt, manchem Sterbenden die Taufe . . .

Nach und nach wächst unsere Christengemeinde. Schon zählen wir 20 Familien, eine Anzahl unverheiratheter junger Männer und 72 Kinder, von denen mehrere nahezu erwachsen sind . . .

Neulich holten wir in Utschibisch eine Sendung Taufwaaren ab, welche für uns angekommen war. Darunter befand sich eine schöne kleine Glocke, welche uns aus dem Elsaß geschickt wurde. Jetzt konnten wir das Fest des hl. Joseph glänzend feiern. Die kleine Kapelle wurde so schön als möglich geschmückt. Wir hatten Messe, Predigt und Segen. Unsere jungen Säger ließen aus frohem Herzen ihre Lieder zum Himmel emporsteigen

und erbauten uns wirklich durch ihren frommen Sinn. Das Hauptereigniß des Tages bildete aber die feierliche Glockenweihe. Das ganze Land war voll Jubel und die Freude der Eingeborenen machte sich auf hunderterlei Weise Luft. Von allen Seiten eilte man herbei, um das hellklingende Wesen zu sehen, das singend sich in den Lüften hin und her schwang. Groß war die Freude unserer Kinder und auch wir Missionäre freuten uns, daß von jetzt an auch in diesem Lande, im Herzen Afrika's, der englische Gruß dreimal des Tages erklingen werde.

Unter den Geschenken, die uns zugegangen waren, befand sich auch eine kleine Zauberlande. Am Abende des Festtages wurde dieses Wunderding benützt. Sie hätten diesen Jubel, dieses Staunen, dieses schallende Gelächter unserer Kinder, welche beim Anblicke der Bilder ganz außer sich waren, sehen und hören sollen. Nie ist wohl eine Kunstleistung in Europa mit solchem Beifalle aufgenommen worden."

Am 14. Juni konnte P. Wyncke aus Ribanga berichten, daß die Blatternseuche daselbst aufgehört habe, während sie in der Umgegend freilich noch wüthte. Er hatte 150 Kranke, welche von ihren Angehörigen verlassen waren, in seinem Nothspitale aufgenommen und verpflegt; 100 davon genesen und konnten, mit Dank erfüllt, zu den Ihrigen heimkehren, 50 starben getauft. Von den Kindern und sonstigen Angehörigen der Mission waren 120 erkrankt, wovon nur 22 erlagen; die alten Christen empfingen die heiligen Sterbsacramente mit großer Andacht; alle übrigen wurden auf dem Sterbebette getauft. Die Küden, die der Tod gerissen hatte, konnten rasch ausgefüllt werden, indem die Missionäre zu Utschibisch wiederum 30 Kinder aus der Sklaverei freikaufte. Beim Krankenbuche und beim Begräbnisse der Verstorbenen gingen den Missionären einige ihrer jungen Christen rüstig zur Hand, und namentlich zeichneten sich dabei zwei Negerinnen aus, welche wie barmherzige Schwestern arbeiteten, gewiß ein Beweis, daß der Geist des Christenthums lebenskräftige Wurzeln faßt und die schönen Früchte des Opfers und der Liebe zu zeitigen beginnt. Mit gutem Erfolge versuchten die Missionäre durch Impfen der Seuche Einhalt zu thun. „Bis jetzt," schreibt P. Wyncke den 14. Juni 1885, „ist keiner der Geimpften an den Blattern gestorben, obgleich einige doch daran erkrankten." Das neue Heilmittel machte großes Aufsehen unter den Eingeborenen; schaarenweise kamen sie, um sich impfen zu lassen, eines Morgens zu Schiff 200 Neger auf einmal. Natürlich benützen die Missionäre das Zutrauen, welches sie hierdurch sich erwerben, zur Predigt des heiligen Glaubens und sehen mit Freuden, daß ihre Aussaat oft auf günstigen Boden fällt.

Britisch-Nordamerika.

Apostol. Vikariat Athabaska-Waskenzie. Schon länger erhielten wir keine Nachrichten aus dem fast in beständigem Winterbanne liegenden ungeheuern Flußgebiete des Macenziestromes, der die Gewässer des Großen Sklavens- und Großen Bären-Sees (beide über 20 000 qkm groß), des Athabaska-Sees (mehr als 7000 qkm) und einer Anzahl kleinerer Seen und Flüsse dem nördlichen Eismeere zuführt. Die Länge des Stromes wird auf 3700 km angegeben, während unser Rhein nur 1125 km lang ist; die Größe seines Stromgebietes auf 1 517 000 qkm, jene des Rheines beträgt nur 198 000 qkm, und zum Vergleiche der Seen sei bemerkt, daß der Bodensee nur 540 qkm mißt, während der Große Sklavensee eine Fläche von 21 500 qkm bedeckt, also vierzigmal größer ist. Hart und rauh, wie das winterliche Missionsfeld, ist die Arbeit der Oblaten Mariä, welche in diesem Theile der britischen Besitzungen die wenigen Indianerstämme Christo zu gewinnen suchen. Ausführliches darüber findet man namentlich im Jahrgange 1877, S. 95 f. Auch die beiden folgenden Briefe zeigen, daß die Mißsäre der Missionäre doch nicht ganz ohne Frucht sind. Der erste Brief ist in der Mission de la Nativité (von der Geburt) am Ufer des Athabaska-Sees den 4. August 1885 von Mgr. Glut, dem Gehülfen des greisen apostol. Vikars Mgr. Faraud, geschrieben:

„Am 7. April verließ ich die theure Mission Providence (von der Vorsehung), um mich nach der Mission des hl. Michael (Fort Raß) zu begeben¹. Unsere Fahrt war eine rasche; schon am 10., Nachmittags 2 Uhr, erreichten wir die Mission. P. Roure und seine Herde, die mich von weitem kommen sahen, waren an das Ufer des Großen Klavensees hinabgeeilt, um mich zu begrüßen. Das kleine Glöcklein der Kirche gab sich alle Mühe, auch seinen Gruß hörbar zu machen. Die langwierige Fahrt durch die Landenge bei einem eisigen Winde hatte mich bis in die Knochen hinein vor Kälte starr gemacht. Nachdem ich also den Segen erteilt und P. Roure umarmt hatte, lud ich die guten Leute, welche mir alle die Hand küssen wollten, in die Wohnung des Missionärs ein, wo sie ihrem frommen Wunsche gerecht werden konnten. Leider herrschte in Fort Raß große Noth, und so froh der Missionär nach seiner langen Einsamkeit über die Ankunft von uns drei Gästen war, so sehr fühlte er sich in Verlegenheit, was er uns vorsetzen könnte. Glücklicherweise erhielt er bald darauf ein tüchtiges Stück Fleisch.

Am nächsten Morgen besuchte ich sämtliche Weiße und Indianer, welche rings um das Fort lagern. Unter den letzteren waren manche krank und in großer Noth. Ich tröstete sie und schilderte ihnen die Leiden unseres lieben Heilandes. In den freien Augenblicken verbesserte ich das neue Gebetbuch in der Indianersprache und fügte demselben eine Uebersetzung des *Veni Creator* und *Pango lingua* bei.

Unsere Indianer aus den verschiedenen Stämmen der sogenannten ‚Bergbewohner‘ (Montagnards) lernen mit größtem Eifer lesen und schreiben. Dank ihrer Lust zum Lernen, welche von den Missionären gefördert wird, kann wenigstens die Hälfte von ihnen ihre Sprache lesen und schreiben. Das ist von großem Nutzen; sie können sich so in den Einöden, in denen sie den größten Theil des Jahres abgetrennt leben, mit Hülfe der Bücher, die wir ihnen, freilich mit großen Kosten, verschaffen, selbst gegenseitig unterrichten. Sie haben eine solche Freude am Schreiben, daß sie alle Birken abschälen, um die Rinde statt Papier zu benutzen. Das Geschenk eines Bleistifts macht sie glücklich, und wenn sie keinen haben, so bedienen sie sich kleiner Kohlenstücke. Haben sie weder Papier noch Birkenrinde, so schreiben sie auf ein Brettlein. P. Roure erzählte mir, ein Kranker habe ihm in ein Lager, das er besuchte, um daselbst ein Kind zu taufen, eine dreifache Botschaft geschickt: die erste war auf den Stiel einer Art, die zweite auf einen Pfeil und die dritte auf den Arm seiner kleinen Enkelin geschrieben. Das Mädchen kniete vor dem Missionär nieder, hob sein Aermchen zu ihm empor und sagte: ‚Nies das.‘

Während der drei Monate, welche ich in dieser Mission zubachte, hatte ich den Trost, etwa 12 bis 15 Familien abgerechnet, alle umwohnenden Indianer zu sehen. Die guten Leute boten Alles auf, um auch ihre Weiber und Kinder zu mir zu bringen, und so lange ich daselbst weilte, war es ein beständiges Gehen und Kommen. Leider erlaubte ihnen Nahrungsmangel nicht länger als acht bis zehn Tage zu bleiben. Die Häuptlinge verlangten oft eine besondere Audienz bei mir, was ich gern gewährte; denn man kann ihnen bei dieser Gelegenheit manches sagen, was öffentlich nicht so gut aufgenommen würde. Die guten ‚Hundsseiten‘ — so heißen die benachbarten Indianer — wollten mir oftmals eine übermäßige Verehrung

an den Tag legen, so daß ich sie allen Ernstes zurechtweisen mußte.

Am Feste Christi Himmelfahrt feierte ich eine Pontifikalmesse, der alle Halbblutindianer und viele von den Vollblutindianern staunend bewohnten. Sie waren gekommen, obschon sie Hunger litten, und gingen nach dem Nachmittagsgottesdienste gleich wieder fort; denn das Eis auf dem See fing stellenweise an zu bersten. Einige Tage früher hatten verschiedene Familien Kranke zu uns gebracht; darunter befand sich ein greises Mütterchen, das wir gerne bis zum Tode versorgt hätten. Aber hätten wir die eine Kranke angenommen, so würden wir alle haben aufnehmen müssen, und das war unmöglich. P. Roure hörte also ihre Beichte, reichte ihr die heilige Wegzehrung und die heilige Delung und mußte sie dann in Gottes Namen entlassen. Man legte die Kranke auf einen Schlitten und drei oder vier Tage später starb sie fern von der Station. Ich kann Sie versichern, daß unser Herz oft blutet, wenn wir in unserer Armut den Nothleidenden nicht beispringen können!

Am 18. Mai kam eine Bande Indianer von sehr weit her, um mich zu sehen, bei mir zu beichten und dann rasch wieder abzureisen. Sie wollten eine zum Fischfange günstige Stelle auffuchen. Denn auch sie litten Hunger. Bei dieser Bande befand sich eine junge Frau, welche sehnlichst die erste heilige Communion zu empfangen wünschte. Als sie von meiner Ankunft in Fort Raß gehört hatte, war sie weit weg; sie bewog durch ihre Bitten die ganze Bande zum Zuge nach dem Fort. Als sie mir die Hand küßte, sagte sie: ‚Marfi tsho‘, d. h. ‚Großen Dank!‘ Dann bat sie inständig den ‚Großen Vater‘ (d. h. den Bischof), ihr den Empfang der ersten heiligen Communion zu erlauben. Ich hätte sie gerne noch etwas besser vorbereitet und wollte ihr die Communion bis nach dem Eisgange hinauschieben, wo sämtliche Indianer zum gemeinsamen Unterrichte sich versammeln würden. Aber mein Beichtkind wiederholte seine Bitte so dringend, daß ich mich endlich erweichen ließ, und auch ihrem Manne gestattete ich gleichzeitig den Empfang der ersten Communion. Leider mußten sich die beiden glücklichen Gatten noch am selben Tage zur Abreise rüsten. Und was geschah? Als die beiden Erstcommunikanten mir Lebewohl sagten, verlor die junge Frau plötzlich das Bewußtsein, stieß noch einen Seufzer aus und fiel als Leiche zu Boden. Man denke sich den Eindruck, den dieser plötzliche Todesfall hervorrief.

Am 14. Juni feierten wir das Herz-Jesu-Fest. Fast alle Indianer empfingen die heiligen Sacramente; außerdem erteilte ich sieben die heilige Firmung. Nach der Predigt wurde vor der Kapelle an einem Platze, der die kleine Ortschaft von Fort Raß beherrscht, ein Kreuz errichtet. Am Abende fand nach dem Rosenkranzgebete die feierliche Weihe an das göttliche Herz statt; dieselbe wurde zuerst in französischer und dann in der Indianersprache vorgenommen. Die Leute waren voll Begeisterung. Mit dem 21. Juni begann eine Art Volksmission für die Indianer. Dieselben waren von weit aus ihren Einöden herbeigeeilt. Jetzt gab es Arbeit in Fülle: Vorträge, Privatunterricht, Beichtstuhl, so daß kaum ein Augenblick freie Zeit übrigblieb. Das Uebermaß der Arbeit machte mich müde und ich wäre ihr beinahe erlegen. Leider zwang die Noth an Nahrungsmitteln die Indianer, vor der Zeit wieder aufzubrechen und ihre Jagdgründe und Fischfangplätze aufzusuchen. Die guten Leute konnten während der zehn Tage der Mission sich auch nicht einmal völlig satt essen, und einige Familien hatten während der letzten Tage derselben kaum noch etwas zu zehren.

¹ Beide Missionen liegen am Nordarme des Großen Klavensees. Vgl. Missionsatlas.

Das Ergebniß meines dießmaligen Besuches in Fort Raß war wieder sehr tröstlich. Wir hatten 400 Communione und ich firmte 119 Personen. Fort Raß wurde 1859 zuerst von den Oblaten besucht. P. Heinrich Grollier sel. kam damals hierhin. Doch konnten wir bis 1873 trotz der zahlreichen Indianer, welche hier verkehren, aus Mangel an Missionären und Hilfsmitteln den Posten nicht ständig besetzen; er wurde von einem der Missionäre der Missionsstation St. Joseph (am Südufer des Großen Sklavensees) wenigstens einmal jährlich besucht. Im Jahre 1873 kam ich selbst zum ersten Male hierhin und führte den jungen P. Roure hier ein, der seither ganz allein auf diesem Posten aushält und jedes Jahr kaum ein- oder zweimal einen Mitbruder zu Gesicht bekommt. Er hat die Sprache seiner Indianer sehr gut gelernt und spricht sie fließend; die Indianer lieben und ehren ihn, und mit Grund; denn er hat sehr viel Eifer und Aufopferung für dieselben.

Wie zerreißt es mir das Herz, daß unsere Patres, Brüder und Barmherzigen Schwestern aus Mangel an genügender Nahrung sich aufreiben! Könnte ich ihnen doch wenigstens das Nothwendige mitbringen! Statt dessen falle ich ihnen selbst zur Last. Wenn doch mildthätige Seelen Zeugen unserer Noth sein könnten! Wild gibt es hier kaum mehr und auch an Fischen ist oft Mangel. In manchen Missionen muß man Lebensmittel von weit her kommen lassen, so daß die Fracht dreimal so hoch kommt als der Einkaufspreis. Ich bitte also recht sehr, unserer Noth zu Hülfe zu kommen; unserer dankbaren Gebete dürfen die Wohlthäter versichert sein."

Dem Briefe des hochwürdigsten Bischofs Clut fügen wir noch eine Stelle aus dem Briefe des P. Corre bei, der uns einige Gedanken mittheilt, welche er in der Mission von der Vorsehung (vgl. Bild S. 109) am Feste des hl. Petrus 1885 seinen Mitbrüdern zur Betrachtung vorlegte:

„Petrus, der arme Fischer von Bethsaida, lebte vom Fischfang, als ihn Jesus zu seiner Nachfolge einlud. Auch wir haben in dieser Mission und fast in allen anderen Stationen dieses nördlichen Vikariats kaum eine andere Nahrungsquelle für uns und unsere zahlreichen Zöglinge. Jeden Morgen steigt einer unserer Brüder nach der Stunde der Betrachtung den Kahn, um am andern Flußufer die Rehe nachzusehen. 20, 30 bis 40 Fische und Fischchen reichen gerade aus zu einer oder zwei Mahlzeiten für unsere 30 und einige Kinder, und da ist jeder Fisch gut: Weißfische, Stülpnasen, Goldfische, Karpfen, Forellen, Blaufische, Hechte, Schmerlen — Alles ist willkommen. Leider ist der Fang oft so gering und der Appetit so gesegnet, daß für unsere Hausthiere, die 15 Schlittenhunde und für die zwei Schweine, die ebenfalls mit Fischen gefüttert werden, kaum etwas übrig bleibt . . .

Noch einen andern Vergleichungspunkt außer dem Fischergewerbe haben wir mit dem hl. Petrus und dürfen deshalb auf seinen besondern Schutz rechnen. Sein heißester Wunsch auch jetzt in der Glorie des Himmels, den er mit seinem göttlichen Meister und mit seinem Nachfolger auf Erden theilt, ist der Schutz seiner Heerde gegen die Wölfe und daß nur ein Hirte und eine Hürde sei. Wenn auch die von der Hubsonts-Bat-Gesellschaft reich unterstützten Iro- und Ungläubigen keinen großen Anhang haben, so werden doch die Indianer, welche viel mit den Angestellten der genannten Gesellschaft verkehren, lau und kalt im Glauben, und das ist eine große Gefahr für sie. Alle Wilden der Station Providence sind katholisch getauft; noch gestern haben sie uns fünf Kinder zur Taufe gebracht. Aber trotzdem sind die Wilden hier nicht so eifrig, wie die guten Hasenell-Indianer, unter den ich früher lebte. Doch hoffe ich Alles von der Pflanzschule, in welcher die Indianer-kinder jetzt herangebildet werden."

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Mark.	Für die nothleidenden Priester in Sibirien:	Mark.	Durch den „Semboten des göttl. Herzens Jesu“ in Innsbruck	Mark.
Von mehreren Wohlthätern der Pfarrei Wol-laberg	30.—	Von A. S. S. aus Würzburg	10.—	Für den Franziskus-Abertus-Verein: „Gott, mer! auf meine Hülfe“	1.60
„Anstalt in Oedenried	32.—	„Pfr. W. St. in St.	120.—	Für Postlauf und Unterhalt von Seiden-kindern:	
„J. B. M. aus Pf.	40.—	Für die Missionen in Afrika:		Von L. Stenert in Mogenau	21.—
„S. Fuchs in Werham, Winn.	41.—	Von und durch Pfarrrer Daur in Reichenbach	30.—	„Fr. B. von M.	21.—
„S. Gubert in Port Hudson, Mo.	6.50	„Pfr. Strobel in Thalheim	60.—	„Pfr. Jambach in Janowitz	50.—
„Freiherrn von Schorlemer, Fulda	5.—	„Pfr. Dohr in Selpferdingen	2.—	„Kaplan Lebecke in Wiesobachhausen	42.—
„Pfr. Odenwalter in Unterfiffingen	25.—	„M. Beh. Pfarrrer in Schießen	4.—	Durch Vikar Bloß in Summeppel	20.—
„S.	2.—	Aus Frauenburg	29.50	„M. Beh. Pfarrrer in Schießen	25.—
Für die Missionen in China u. Indien:		Von F. R. Mengen	3.—	Von Anna Heischneider in Sattelbrinkheim	20.—
Durch B. Kühner, Reichswater in Gumb.	2.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		Ex voto: „Dem lieben Jesuskinde“	300.—
Von Fr. St. in Graz	64.99	Durch A. Keim, Pfarrrer in Nellingen	22.95	Von Freiherrn von Schorlemer, Fulda	5.—
„Gott, mer! auf meine Hülfe“	10.—	Aus Kronburg	12.—	Odenwalter in Unterfiffingen	20.—
Aus Frauenburg	1.—	„Kreuzberg: „Misericordia, mi Jesu!“	20.—	Von Ungenamt aus Havigried	21.—
„Traunkern	50.—	Von Fr. J. B. in Graz	16.23	Durch den „Semboten des göttl. Herzens Jesu“ in Innsbruck	101.30
Von G. S. J.	50.—	„Hed. Frz. S. in Wobdout, N. Y.: „Ex voto“	41.—	Für Postlauf und Unterhalt von Reges-kindern:	
„F. R. Mengen	4.—	„F. R. Mengen	3.—	Von M. B. in M. a. b. J.	200.—
Durch den „Semboten des göttl. Herzens Jesu“ in Innsbruck	67.10	Für die Missionen in Nord-Amerika:		Pro Papa:	
„Professor Oblater in Regensburg	199.70	Von L. Stenert in Mogenau	6.—	Von M. N.: „Zu Ehren der Unbefleckten Em-pfängnis von Lourdes“	75.—
Für die Missionen im Orient:		Für die Missionen in Australien:		„Dios no se muere“	2836.75
Von J. Fumte, Stadthalter in Neidenberg	29.—	Von Th. A. Meine	5.—	Von M. Beh. Pfarrrer in Schießen	4.—
„M. Beh. Pfarrrer in Schießen	4.—	Für die Missionen in Nord-Amerika:		Freiherrn von Schorlemer, Fulda	3.—
„F. R. Mengen	3.—	Von L. Stenert in Mogenau	6.—	Von Ungenamt aus Werdingen	5.—
Freiherrn von Schorlemer, Fulda	3.—	Von der Nordischen Missionen:		„L. Stenert in Mogenau	4.—
„Pfr. Odenwalter in Unterfiffingen	20.—	Von Freiherrn von Schorlemer, Fulda	5.—	M. Beh. Pfarrrer in Schießen	4.—
„Hed. P. J. Gaelele, Owensboro, Ky.	5.—	„Pfr. Odenwalter in Unterfiffingen	10.—	Aus Frauenburg	3.—
Durch B. Kühner, Reichswater in Gumb.	3.—	G. S. J. V.	1.—	„Fr. B. von M.	17.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:		Für den Kindheit-Jesu-Verein:		„M. S. in Gschäft	40.—
Von Pfr. Dittmeier in Auegau	60.—	Von G. R. v. in Siegler	2.—	G. S. J. IV.	1.—
„Baronin Gagen in Erlangen	6.—	Aus der St. Johannes-Schule in Jefferson, Wis.	2.80	Von G. S. J. VI.	1.—
„S. S. in Sch.	40.37	Von M. Beh. Pfr. in Schießen	6.—	Durch den „Semboten des göttl. Herzens Jesu“ in Innsbruck	34.30
Aus Böhmen	19.92	„ber Gemeinde St. Lucas, Fayette, Co. Ia.	73.80		
Von G. H. Garböd von Neut	50.—	„den Urhainen-Schulen in Pereira, Ill.	182.75		
„A. Sch. in Hild.	100.—	Für den Bonifacius-Verein:			
„Gott, mer! auf meine Hülfe“	10.—	Von G. R. v. in Siegler	1.50		
		„M. Beh. Pfr. in Schießen	3.—		
		Freiherrn von Schorlemer, Fulda	5.—		
		„Pfr. Odenwalter in Unterfiffingen	25.—		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Dutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 13. April 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.